ThH
2609

Ueber das Schicksal der französischen Geistlichkeit in Deutschland.

Von einem
ehmaligen Pfarrer aus Burgund.

Aus dem Französischen übersetzt
von
einem Pfarrer in Schwaben.

1795.

Stadtbibliothek
Augsburg

Misereor super turbam, quia ecce jam . . .
sustinent, . . . nec habent, quod manducent: Et si dimisero eos jejunos, . . .
deficient in via.

Marc. VIII. 2. 3.

1989.2

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorrede des Uebersetzers.

Die Entstehung des gegenwärtigen Schriftchens ist durch einen Zufall veranlasset worden, wovon ich die kurze Geschichte statt aller Vorrede der Lesewelt mittheilen will.

An einem schönen Abende des vorigen Sommers gieng ich, mit dem Brevier in der Hand, einen Fußsteig hinan, der von dem Dorfe, wo ich wohne, zum nahgelegenen Tannenwäldchen führet.

Als ich aufblickte, kam mir auf etliche Schritte ein ehrwürdiger Mann von gesetzten Jahren entgegen, der auf seinen Stock gestützet über die Anhöhe mühsam herabschwankte, und bey jedem zweyten Tritte schmerzlich aufzutreten schien. Seine Kleidung war ärmlich, aber ehrbar; ein kleiner Bündel hieng ihm über den Rücken, und an dem linken Fuße, war der niedergetretne Schuh nur in der Mitte übergeschnallt. Auf etliche Schritte mir gegenüber blieb er stehen, hielt den Hut in der Hand, und mit einer rührenden Mine fragte er mich auf lateinisch, ob ich ein Priester wäre? — Auch sie sind ein Priester? gab ich ihm zur Antwort, und both ihm die Hand, die er treuherzig drückte, und seine Augen

gen empor hub, in welchen ich Thränen zittern sah.

Daß er Einer von jenen unglücklichen Flüchlingen sey, welche Frankreich aus seinem Schooße geworfen hat, um das Beyspiel verfolgter Unschuld im Auslande zur Schau zu tragen, hatte mir beym ersten Anblicke sein dürftiges Aussehen, sein bescheidener Anstand, und zuletzt der Accent seiner Aussprache verrathen. Ich hatte mich nicht betrogen; und weil ich vermuthen konnte, daß er, unbekannt in der Gegend, um ein Plätzchen verlegen seyn mußte, wo er sich von der Ermüdung seiner Wanderschaft in etwas erholen könnte, so both ich ihm ohne Umstände mein Pfarrhaus zur Herberge an, und bath ihn mir zu

folgen. Mit einer stillen Verbeugung machte er seinen Bündel, der sich herabgesenkt hatte, auf dem Rücken zurechte, und begleitete mich schweigend nach Hause.

Ich hatte in meiner Jugend Gelegenheit gehabt, die französische Sprache zu lernen, und durch fleißige Lesung der beßten Schriften eine ziemliche Kenntniß davon erlanget, obschon ich in der Uebung zu reden keine sonderliche Fertigkeit besaß. Erst hatte ich mit meinem Gaste mein Bischen Schullatein ausgekramet; weil ich aber bald merkte, daß es Einem wie dem Andern beschwerlich wurde, über die gemeinsten Dinge in der Konversationssprache sich geläufig auszudrücken, so fieng ich an mit ihm seine Muttersprache

zu reden, worüber er eine ungemeine Freude bezeugte, und meiner ungeläufigen Zunge freundschaftlich nachhalf. Nachdem ich ihm ein Stübchen angewiesen hatte, seiner Bequemlichkeit zu pflegen, holte ich ihn nach einer Weile zum Abendessen ab, und leitete die Unterredung auf die Erzählung seiner Schicksale, wovon ich nur das Wesentliche hier anführen werde.

Er war ehedem Pfarrer in Burgund gewesen, und sein Einkommen war beträchtlich genug, um seinen Ueberfluß mit den Armen seines Kirchspiels theilen zu können. Seine Pfarrkinder liebten ihn wie ihren Vater, und waren untröstlich, als sie besorgen mußten, daß er ihnen entrissen würde. Aufgefodert

zur Ablegung des bekannten Eides, den man von ihm als öffentlichen Amtsvertreter verlangte, hatte er bey der Verschiedenheit entgegengesetzter Meynungen seinen Einsichten nicht zugetrauet, einen Entschluß zu fassen, und sich an seinen Bischoff mit der Anfrage gewendet, ob er ihn leisten dürfte oder nicht? Die Antwort des Bischoffes bestimmte ihn, die Ablegung des Eides zu verweigern. Seines Amtes entsetzet, mußte er bald einem andern Platz machen, der geschworen hatte, und itzt als Pfarrer auftrat. Er blieb noch im Orte; aber seine guten Pfarrkinder hiengen so sehr an ihm, daß sie sich nicht abhalten ließen, ihrem neuen Hirten allerley Herzeleid anzuthun. Die Wirkung ihres guten Wil-

lens gegen den ehemaligen Pfarrer war eine Verfolgung, die ihn zur Abreise nöthigte. In weltlichen Kleidern machte er eine Reise durch Frankreich, und hatte Gelegenheit, während seines kurzen Aufenthalts in Paris, sich von dem herrschenden Geiste zu überzeugen, aus dem er die Nothwendigkeit einsah, wenigst für einige Zeit aus seinem Vaterlande sich zu entfernen. Glücklich entkam er noch über die Gränzen, ehe der weitere Gang der Verfolgung seine zurückgebliebenen Mitbrüder theils mit ungestümer Gewalt aus dem Lande stieß, theils etwa mit Lebensgefahr noch heimlich entkommen ließ.

Mit keiner fremden Sprache bekannt, hatte er sich die benachbarten Niederlande zum Aufenthalte gewählet, wo ihm sein Bischen Ersparniß, das er mitgebracht hatte, für eine Zeit lang ein gemächliches Auskommen sicherte. Seine Gutmüthigkeit, womit er im Anfange seinen minder bemittelten Landsleuten aushalf; eigennützige Habsucht derjenigen, unter denen er zu leben hatte; ausgestandene Krankheiten, und die längere Zeit, in welcher er ohne Zufluß aus dem Seinigen zehren mußte, hatten seinen mäßigen Geldvorrath bis auf ein Kleines verringert. Endlich erweckten die Vorschritte der französischen Waffen an dem Orte seines Aufenthalts allgemeine Besorgnisse, daß früh oder spät der Fall eintreten könnte,

te, sich weiter flüchten zu müssen. Er hatte mit zwey andern Geistlichen Bekanntschaft gemacht, welche Aussichten hatten, durch Empfehlungen ihrer Freunde in Franken eine Aufnahme zu finden. Sie waren im Begriffe abzureisen, und er entschloß sich ihnen Gesellschaft zu leisten, in der Hoffnung, daß auch für ihn irgendwo die Vorsehung väterlich sorgen würde.

Seine Reisegefährten erreichten den Ort ihrer Bestimmung, und erhielten mit Mühe das Ziel ihrer Hoffnungen. Für ihn war kein Platz offen, und itzt verlassen von jeder menschlichen Hülfe, rang er mit allen Beschwernissen, die dem ehrlichen Manne das Bedürfniß zu leben zur Bürde machen können: mit

dem

dem Mangel an Kräften sich weiter zu schleppen; mit dem Unvermögen, in einem Lande, wo ihn Niemand — er Niemand verstand, sein Leiden zu klagen; mit den Schmerzen, die er an einem Fuße litt, den er sich wund getreten hatte; und endlich mit dem nagenden Kummer, bald — bald mit den wenigen Pfennigen, die er sich abgedarbt hatte, die traurige Hoffnung verschwinden zu sehen, vom Hungertode sich loszukaufen, wenn irgend ein unfreundlicher Gastwirth ihm die letzte Thüre verschlösse, vor der er dahinsinken müßte.

So kam er zu mir; und ich begebe mich alles Anspruchs auf ein größer Verdienst, als daß ich ein Mensch war, und meine Pflicht nicht verkannte. Ich behielt

hielt ihn bey mir, und sein traulicher Umgang hat mir ihn itzt so werth gemacht, daß es mir schwer fallen würde, mich von ihm zu trennen. Man wird mir diese Erzählung zu gut halten, wovon ich itzt abbreche, um von der Entstehung der gegenwärtigen Schrift eine nähere Auskunft zu geben.

Es läßt sich begreifen, daß Frankreichs Lage und das Schicksal der ausgewanderten Geistlichkeit der öftere Gegenstand unserer Unterredung war. Seine Erfahrung hatte mir hierüber befriedigende Aufschlüsse gegeben, die man aus öffentlichen Blättern so leicht nicht schöpfen kann. Zudem hatte ich aus Erzählungen reisender Geistlichen, die ihr Weg über mein Dorf führte, und die ich öfter

bey Tische behielt, viele einzelne Begebenheiten gesammelt, worüber wir dann bey müßigen Stunden mancherley Betrachtungen anstellten. Ich hatte ihn gebethen, den Innhalt unserer Gespräche in einen Aufsatz zu fassen, der mir nicht unwürdig schien, dem lesenden Publikum zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt zu werden. Weil er aber in seiner Ursprache bey deutschen Lesern seinen Endzweck verfehlen würde, so habe ich versucht, durch eine getreue Uebersetzung diesem Bedürfnisse, so gut ichs vermochte, abzuhelfen. Es wäre hier überflüßig Entschuldigungen anzubringen, wo es nicht um schriftstellerischen Ruhm, sondern bloß um den Vorzug zu thun ist, für die leidende Menschheit das Wort zu sprechen.

So wie der Inhalt dieser Schrift zum Beßten der dürftigen französischen Geistlichen bestimmet ist, so wäre mein Wunsch, daß auch die wenigen Bogen derselbigen zu ihrer Unterstützung ein schwaches Scherflein beytragen könnten. Deßhalben ist auch mit dem großmüthigen Verleger die Verabredung getroffen worden, daß er alles, was aus dem Verkaufe über die Auslagen abfallen mag, an bedürftige Glieder dieses würdigen Standes vertheilen, und eine bestimmte Anzahl von Abdrücken an Klöster der Hauptstädte in dieser Gegend, zu München und Augsburg, unentgeldlich abliefern wird, wo französische Geistliche, die sich immer zuerst an diese Zufluchtsörter wenden, so lang Vorrath vorhanden, damit

beschen=

beschenket werden, und diese Schilderung ihres traurigen Schicksals, als eine Bittschrift an alle gute Herzen Deutschlands mit sich tragen mögen.

***

Pfarrer in Schwaben.

Einlei=

Einleitung.

Die unglücksvollen Umstände, wodurch die meisten Mächte Europens in einen greulichen Krieg verwickelt worden sind, welchem sie sich unter vielen Rücksichten nicht entziehen konnten; die ängstliche Verlegenheit und gewaltsame Lage, in welche ein jeder deutsche Bürger dadurch versetzet wird, verbreiten schon seit drey Jahren ein allgemeines Elend über alle Länder, die das gährende Frankreich umringen. Dieser Krieg, dessen Folgen für Deutschland von Tage zu Tage bedenklicher werden, der von jedem deutschen Bürger täglich neue Opfer erheischet, oder nach sich zieht, läßt noch für die Zukunft die schrecklich-

sten Aussichten ahnden. Eine ungeheure Anzahl französischer Priester und Edelleute, welche die unglücklichen Opfer jener gewaltsamen Staatsumwälzung geworden sind, wodurch dieser beyspiellose Krieg veranlasset wurde, überschwemmen beynahe die ganze Oberfläche von Europa, und vorzüglich die an ihr Vaterland am nächsten gränzenden Länder des deutschen Reiches. Allenthalben bringen sie den Beweis der allgemeinen Katastrophe und ihr eigenes Elend mit sich; sie sind für alle die von dem Schauplatze des Krieges in einer gewissen Entfernung zu leben das Glück haben, ein redendes Bild der sich ausbreitenden Zerstörung. Ihre ganze Aussenseite, ihre kümmerliche Lebensart, ihre Geduld, Großmuth und Standhaftigkeit, mit welcher sie ihr Elend übertragen, erwecken bey einem jeden, der nicht von allem Gefühle der Erbarmung und der Menschenliebe beraubt ist, ein

ein theilnehmendes Mitleiden, welches sich mit einer Art von Bewunderung vermenget.

Aber diese edeln Gesinnungen der deutschen Bürger gegen die verbannte französische Geistlichkeit, so sehr sie ihrem brüderlichen Mitgefühle Ehre machen, waren bisher gegen die unglücklichen Opfer, die sie veranlasseten, noch vielleicht nicht thätig genug. Es haben sich zwar zur Ehre der Menschheit in einzelnen Beyspielen erhabene und uneigennütze Seelen durch die wirksamste Freygebigkeit gegen diese leidenden Fremdlinge rühmlich ausgezeichnet: allein, wenn man das Elend der französischen Priester mit den Mitteln vergleichet, wodurch man ihre Betrübniß und ihren Schmerz bisher zu lindern versucht hat, so möchte es scheinen, daß ein unverdienter Vorwurf auf ihnen ruhe, als wären sie die einzigen Urheber eines verderblichen Krieges, den sie nur durch ei-

gensinnigen Widerstand erreget oder veranlasset haben; als hätten sie das Unglück, das sie betroffen, mit allen Greueln, die es begleiten, sich aus eigener Verschuldung über den Hals gezogen.

Wie sehr muß diese Vermuthung die Last ihres namenloses Unglückes vermehren! und soll nicht jeder Menschenfreund wünschen, über einen Umstand, dessen Grundursachen durch den Widerspruch partheylicher Meynungen so sehr verdunkelt worden sind, aus unläugbaren Thatsachen aufgekläret zu werden, um nach erkannter Wahrheit einem ehrwürdigen Stande, der unglücklich aber unschuldig ist, wenigst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?

Da ich selbst als ein Mitglied der französischen Geistlichkeit das Schicksal erfahren, aus dem Schooße meines Vaterlandes geworfen zu werden, so glaube ich es mir und meinen leidenden Mitbrüdern schuldig zu seyn, durch die getreue

Auf-

Aufstellung der Geschichte unsrer Verweisung die schwankenden Urtheile des Publikums über diesen Punkt zu berichtigen. Möchte ich so glücklich seyn, bey redlichen Seelen die Ueberzeugung zu bewirken, daß uns in unsrer bedauerlichen Lage wenigst das Bewußtseyn begleitet, nicht aus niedrigen Absichten, sondern bloß nach unsern Pflichten gehandelt zu haben! Möchte ich zum Lohne der Freude genießen, einen Theil der gefühllosen Gleichgültigkeit und der empfindlichen Vorwürfe, die schon manche meiner Mitbrüder getroffen haben, von ihnen für die Zukunft abzuwälzen, und gute Herzen deutscher Menschenfreunde für das Mitgefühl fremden Leidens zu öffnen!

Ob gleich das ganze Gewicht unsers traurigen Schicksals mich nicht mehr so sehr als die meisten der Unglücklichen drücket, sondern bloß das leidige Andenken der Verbannung, und manche Sorgen

 und

und Bekümmernisse, die damit verknüpfet sind, nun meine Tage betrüben, da ich nicht mehr wie sie von Lande zu Lande, von Stadt zu Stadt flüchtig herumirren muß, sondern seit einigen Monaten der Großmuth eines Menschenfreundes ein Glück zu verdanken habe, das den wenigsten zu Theil geworden ist; folglich in meiner persönlichen Rücksicht mit mehr Gleichgültigkeit als andere dem Gange der Dinge zusehen könnte: so hielt ich es dennoch für Pflicht, meinen geistlichen Brüdern zwar nicht, wie ich wünschte, ein so ruhiges Leben wie mir zu verschaffen, was mir unmöglich wäre, doch zum wenigsten so viel in meiner Gewalt liegt, dazu beyzutragen, daß sie von Seiten ihrer deutschen Glaubensgenossen, mit denen sie wenigst um der Ursache willen, aus welcher sie verfolget werden, als Kinder Einer Kirche verwandt sind, mehr thätiges Mitgefühl und weniger Mistrauen erfahren mögen.

Ich unternehme denn erst von der Lage der Umstånde, in welchen sich die Geistlichkeit befand, so lange sie noch in Frankreich war, und dann von dem Gange der Verfolgung, welcher sie bis über die Gränzen ihres Vaterlandes gedränget und begleitet hat, eine freymüthige Schilderung zu zeichnen. Ich werde mich um so mehr befleißen, die unverfälschte Sprache der Wahrheit zu reden, als es auch einem jeden deutschen Bürger, dem die Erhaltung seiner politischen Ruhe und seiner Religion werth ist, daran gelegen seyn muß, die verborgenen Plane, die Verfolgungen und Ränke zu kennen, durch welche es der Bosheit gelungen hat, den unglücklichen Streich auszuführen, der vielleicht auch andere Staaten Europens zugedacht war: die Glückseligkeit eines blühenden Volkes durch den Sturz der Religion und ihrer Diener zu nntergraben.

§. I.

Bürgerliche Konstitution der französischen Geistlichkeit.

Die Verfolgung, welche man in Frankreich gegen die Religion und die Geistlichkeit entsponnen hat, trug eben nicht alle äußerlichen Charaktere jener Verfolgungen an sich, mit welchen man im Anfange der Christenheit die Religion zu vernichten suchte. Diese erklärten sich öffentlich, und ohne alle Umschweife bey dem ersten Augenblicke ihrer Entstehung gegen die Religion Christi und alle ihre Anhänger; sie übten ihre Wuth gegen diejenigen aus, welche als Christen erkannt wurden, oder sich als solche zu erkennen gaben. Jene aber hatte anfangs mit dem verführerischen Scheine einer vorgeblichen Verbesserung begonnen; die Misbräuche, welche sich in die Kirchenzucht eingeschlichen haben mochten, wurden schein=

scheinbar ans Licht gezogen, und mit Uebertreibung gerüget. Diese, wie man sagte, wollte man abschaffen, und unter der Geistlichkeit die Zucht in ihrer ursprünglichen Reinigkeit, wie sie in den ersten Jahrhunderten der Kirche geblühet hatte, wieder herstellen. Unter diesem Vorwande gelang es, die treulosen Plane, die darunter versteckt lagen, nach Wunsche in Ausübung zu bringen. Diese mittelbare Art zu verfolgen, und den katholischen Glauben durch Umwege zu vernichten, war weit gefährlicher als alle mörderischen Kriege, welche Nero, Caligula, Julian der Abtrinnige u. a. der Christenheit erkläret hatten. Der größte Theil des französischen Volkes und ein Theil der Geistlichkeit selbst, wurde durch diesen Flitterschein geblendet; sie hofften in der That auf eine wohlthätige Verbesserung, die der Kirche vortheilhaft werden sollte, und erst dann fiel ihnen der

Schleyer von den Augen, als sich der eigentliche Gegenstand, den die Neuerung beabsichtete, allmählig deutlicher zu erkennen gab.

Die französische Staatsumwälzung hatte schon sehr ansehnliche Vorschritte gemacht, als die allgemeinen Landstände, die sich, um ihr Ziel desto zweckmäßiger zu erreichen, in eine Nationalversammlung umgeschaffen hatten, anfiengen ihre Blicke auf die Geistlichkeit zu wenden. Sie hielten noch im Hinterhalte ihre unlautern Absichten den Altar umzustürzen: nur die reichen Pfründen der Geistlichkeit, und ihre großen Einkünfte waren der erste Gegenstand ihrer Berathschlagungen. Man fand, daß den Dienern der Religion ihr Auskommen nicht nach einem billigen Maaßstabe zugemessen war; daß eben diejenigen, welche die mühsamsten Verrichtungen in der Seelsorge auszuüben hatten, mit andern Geistlichen, die bey

einträglichern Pfründen ohne Obliegenheit den größten Theil ihres Lebens im Ueberfluße unbeschäfftigt zubringen konnten, kaum vor Mangel durch eine dürftige Versorgung geschützt waren. Die Billigkeit fodert, — so hieß es — daß diesem Uebel gesteuret werde! Wie blendend für die Augen derjenigen, denen die tiefern Plane unbekannt waren! Wenn auch gleich einer oder der andere, mit einem schärfern Blicke durch den Schleyer sah, hinter welchem die geheimen Absichten verhüllet lagen; wenn er mit vollem Eifer das Volk und seine irrenden Brüder vor Uebereilung und Verblendung warnete, so fand er doch wenig Gehör, weil man vermuthete, wie es die Neuerer zu sagen nicht aufhörten, aus diesem einzelnen Manne spreche nur die Stimme des Eigennutzes; er schreye nur deßwegen so laut, weil er für seine Einkünfte eine Herabsetzung voraussah.

In diesem Gew'rre von Meynungen war es natürlich, daß die schwache Stimme des Warners sich unter dem allgemeinen Rufe des großen Haufens ohne Wirkung verlor. Man schritt also ohne großen Widerstand des Volkes zur Einziehung aller liegenden Güter, welche die französische Geistlichkeit damals besaß. Man übertäubte die Nation mit wahrscheinlichen Gründen; man sagte: „Ein anders „ist die Religion zu Grunde richten, wie „es die eigennützigen Geistlichen behau„pten; ein anders, bloß die Besitzungen „der Kirche einziehen, um damit unter „ihren Dienern eine billigere Austheilung „zu machen. Geistliche sollen allein mit „der Seelsorge und nicht mit Ackerbau „oder landwirthschaftlichen Arbeiten be„schäfftiget seyn; es ist für sie und für „die Kirche weit vortheilhafter, wenn sie „ohne um das Zeitliche bekümmert zu „seyn, ihren anständigen Gehalt alle

„Jahre

„Jahre von der Verwaltung beziehen dür„fen.“ Man ahndete nichts Arges, und stimmte diesen Gründen bey, ohne weiter zu denken, oder einen tiefern Blick in die Zukunft eindringen zu lassen. In aller Gemächlichkeit und mit dem Beyfalle des größten Theils des Volkes schritt man also an die gemeßnere Austheilung, und bestimmte die Einkünfte eines jeden Bischoffes, Pfarrers und Vikars, welche ihnen jährlich aus dem Schatze der Nation abgereicht werden sollten.

Weil aber die Nation bey dieser billigscheinenden Austheilung noch vieles gewann, und man sich über diesen Punkt in den Augen des Volkes rechtfertigen mußte, verkündigte man, daß der Ueberschuß der geistlichen Güter zur Abzahlung der Nationalschuld verwendet werden sollte. Wie genau dieses bisher in Erfüllung gegangen, mag alle Welt leicht beurtheilen!

Ungeachtet dieser vorgeblichen Rechtfertigung, und der Bindigkeit aller angeführten Gründe, die man dem Volke unter allen nur erdenklichen Gestalten vorpredigte, wollte dennoch der Verkauf der geistlichen Güter noch nicht von Statten gehen. Nicht die Furcht vor dem Kriege, in welchen Frankreich damals noch nicht verwickelt war, und den man dem Volke immer als unwahrscheinlich schilderte, schreckte die Bürger vom Ankaufe der geistlichen Güter zurück. Die Bedingungen, unter welchen man sie ausboth, waren den Käufern so günstig, daß sie einen jeden, der auch nicht hinlänglich mit Gelde versehen war, zum Kaufe hätten anlocken sollen. Die Stimme des Gewissens redete aber zu laut bey dem Volke, wo damals die Seelsorger ihre Pflichten und Verrichtungen noch in voller Freyheit ausüben konnten, und ein gutgesinnter Katholike, der für seine Religion

ligion noch jene Hochachtung hegte, die er ihr unter so vielen Rücksichten schuldig ist, ließ sich durch die vortheilhaften Bedingungen nicht blenden, nnd weigerte sich an dem Raube, der über die geistlichen Güter widerrechtlich usurpirt worden war, mitschuldig zu werden.

Aber die Nationalversammlung wnßte Wege zu finden, um den Verkauf der Kirchengüter in den Gang zu bringen. Man schickete Geld in die Volksgesellschaften, und stellte Leute auf, die auf Unkosten der Nation das erste Beyspiel zum Kaufe geben mußten. Protestanten und Reformirte, denen ihre Religion kein Hinderniß in den Weg legte, verloren die Gelegenheit nicht, und wußten die ersten Augenblicke, wo noch Mangel an Käufern war, zu ihrem Vortheile zu benutzen. So nahm der Verkauf immer stufenweise zu: die Stimme des Gewissens wurde bey dem Volke allmählig durch Bey-

spiele erstickt. Die Erinnerung an ihre Pflichten hatte durch die Vertreibung der Geistlichen aufgehöret; die Umstände selbst, welche auf einen jeden Bürger mehr oder weniger wirkten, je nachdem er von ihnen mehr oder weniger abhängig wurde, hatten bald jedes leise Gefühl des Unrechtes zum Schweigen gebracht: und von der ungeheuren Menge der Güter, welche die Kirche besaß, sind wirklich seit langer Zeit kaum noch Ueberbleibseln vorhanden.

Es hätte aber die Nationalversammlung ihre Absichten in den Augen des Volkes selbst verrathen, wenn sie ihren **reinen Willen**, die Zucht der Geistlichkeit zu verbessern, und auf den Fuß der ersten Kirche wieder zurückzuleiten, nicht durch authentische Dekrete im ganzen Reiche bekannt gemacht hätte. Es erschienen also verschiedene Verordnungen und Verfügungen, denen alle Glieder der

franzö=

französischen Geistlichkeit unterworfen seyn sollten. Weltliche Männer, zwar von einigen Geistlichen geleitet, maßten sich das Recht an, ohne Einwilligung des Papstes und der Bischöffe von Frankreich in der französischen Kirche Aenderungen zu treffen, die allein in der Gewalt der geistlichen Obrigkeit, und in den Schranken ihrer Gerichtsbarkeit lagen.

Vergebens protestirten die Bischöffe Frankreichs gegen diesen freventlichen Eingriff in ihre Rechte, und bothen der Nationalversammlung an, sich in ein Nationalconcilium zu vereinigen, und selbst in der Kirchenzucht jene Verbesserungen zu verordnen, welche nothwendig seyn möchten. Die Nationalversammlung konnte ihnen natürlich diese Erlaubniß nicht gestatten, weil sie wohl einsah, daß dadurch ihren Absichten, den Altar zu untergraben und die katholische Religon zu Grunde zu richten, unüberwindliche Hin-

dernisse in den Weg gelegt würden. Man wies dann die Bischöffe mit ihrer Protestation lediglich ab; man fuhr fort mit willkührlichen Aenderungen, und stellte dieses in ein Ganzes zusammen, welchem man den Namen der **bürgerlichen Konstitution der Geistlichkeit** beylegte. Man bediente sich des Beywortes **bürgerliche** nur deßwegen, um sich in den Augen des Volkes gegen den Vorwurf zu reinigen, den man mit Grunde machen konnte, daß die Gewalt der Natinalversammlung sich nicht auf geistliche Verordnungen erstrecke.

Der Eindruck, den die Erscheinung dieser bürgerlichen Konstitution der Geistlichkeit in ganz Frankreich unter allen Klassen der Bürger machte, war äußerst lebhaft. Sie enthielt zwar manche Verbesserungen, die in der That für die Kirche und für ihre Diener hätten vortheilhaft werden können, wenn sie von der rechtmäßi-

mäßigen Obrigkeit, welche allein derglei-
chen Veranstaltungen zu treffen befugt
ist, gemacht worden wären. Daher schloß
die große Menge aus ihrer Zweckmäßig-
keit auf allgemeinen Nutzen, obschon die
erste Erscheinung einer so illegalen Kon-
stitution der Geistlichkeit bey einem an-
sehnlichen Theile der Nation Misfallen
erweckte. Endlich wurde das Volk zur
Einwilligung und zur Annahme der Neue-
rungen durch eine ungeheure Menge von
Schriften vorbereitet, welche meist von
Geistlichen selbst verfertiget worden wa-
ren.

Vergebens widerlegte man diese Schrif-
ten, mit welchen geflissentlich ganz Frank-
reich überschwemmet wurde, durch eine
Menge anderer, deren Gegenbeweise eben
so hinreißend waren, als ihre Ausbrei-
tung unwirksam geblieben ist. Diese
floßen alle aus der Quelle der Wahrheit,
aus der Feder kirchlicher Vorsteher, die

in den Augen der Neuerer um so unreiner schien, als sie unläugbar die Illegalität der neuen Verordnungen aufdeckte, und die traurigen Folgen enthüllte, welche aus dieser eigenmächtigen Verwechslung der Gerichtsbarkeiten für die Religion entstehen mußten.

Aber tausend Stimmen erhuben sich dagegen, und schrieen dem Volke in die Ohren: „Herrschsucht und Eigennutz ha-
„ben diese empörenden Produkte des Prie-
„sterthums und des Mönchthums erzeu-
„get. Trauet den Priestern nicht! Se-
„het, sie reden nicht die Sprache des Evan-
„geliums, nur jene der Leidenschaften;
„hätte man ihre Einkünfte vermehret,
„statt sie zu vermindern, so würdet ihr
„ihre Anhänglichkeit an eine Konstitution
„bewundern, welche die Hauptleidenschaft
„des Priesterthums, ihre unersättliche
„Habsucht, begünstigte.“

Diese Sprache der Neuerer verfehlte nicht ihre leidige Wirkung aufs Volk, welches so leicht zu verführen ist. Aber dieser Eindruck, so tief er auch wirkte, wäre bald wieder erloschen, wenn er bloß die Wirkung spekulativer Beweisgründe gewesen wäre, und wenn nicht das Volk selbst eine Befriedigung seiner Leidenschaften daran gefunden hätte. Denn alle Deklamationen der Neuerer, sowohl als der Beyfall des Volkes, floßen aus der unreinen Quelle des Eigennutzes, aus welcher man den Widerstand der Geistlichkeit herleiten wollte. Man hatte alle Zehnden, welche das Volk seinen Priestern für ihre Amtsverrichtungen abzureichen verbunden war, ohne andere Entschädigung aufgehoben. Welch ein mächtiger Beweggrund für die zahlreiche Klasse des Landvolkes zur Annahme der neuen Verfügungen!

Es läßt sich leicht berechnen, daß man das Volk auf keine zweckmäßigere Weise zum Beyfalle für neue Verordnungen zu gewinnen vermag, als wenn man ihm die Aussicht anbiethet, weniger zu geben, als es zu geben gewohnt war. Die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit hatte also außer dem Scheine der reinesten Absichten, wie man oben gesehen hat, auch jene der Wohlthätigkeit für die arbeitende Klasse des Volkes für sich. Itzt gab man sich nicht mehr die Mühe zu untersuchen, ob nicht etwa unter diesem Flitterscheine dennoch Verordnungen verborgen lägen, die mit den Grundsätzen der katholischen Lehre nicht vereinbar wären; man dachte nicht mehr, daß eben so wenig in dem Umfange der weltlichen Macht liegen kann, der Geistlichkeit in Ansehung ihrer Kirchenzucht Gesetze vorzuschreiben, und Neuerungen aufzubürden, als wenig die Geistlichkeit Fug und

Recht

Recht hat, eine weltliche und politische Staatsverfassung einem Lande aufzudringen.

Man fand zwar Beyspiele in der Geschichte, daß mehrere Kaiser, und vorzüglich Konstantin der Große, Veränderungen in der Kirchenzucht vorgenommen haben. Sie hatten die Sitze einiger Bisthümer versetzet, andere zu Metropolen erhoben, oder die Gränzen ihrer Gerichtsbarkeit gegen einander ausgezeichnet. Man berief sich benanntlich auf das Betragen Karls des Großen, weil er König von Frankreich gewesen war: Dieser, sagte man, hat aus eigener Macht den Bischoffsitz zu Bremen errichtet, und mit Einkünften versehen. Aber man verschwieg, daß alle diese Fürsten nichts ohne Einwilligung des Papstes und der Bischöffe vornahmen; daß alle ihre Verordnungen im Grunde bloße Vorschläge waren, die sie der Kirche vortru-

gen, und worein diese so oft willigte, als sie keinen Nachtheil für sich und ihre Diener daran erkannte.

Die französischen Geistlichen, denen die Vorschritte der Neuerungen sehr nahe am Herzen lagen, unterließen auch nicht auf diesen wesentlichen Umstand aufmerksam zu wachen; sie erinnerten, daß man sich damit an den Papst zu wenden, und die Verbesserungsvorschläge den Bischöffen von Frankreich zur Berichtigung und Ratifizirung vorzulegen hätte: aber vergeblich. Ihre Vorschläge fanden kein Gehör, weil man, wie sich leicht errathen läßt, nur auf die Mittel dachte, die neuen Verordnungen schnell in Ausübung zu bringen; und über ihre Giltigkeit oder Ungiltigkeit schritt man unbekümmert hinweg, so wie man über die Art der Ausführung wenig Bedenken trug.

§. II.

§. II.

Priestereid.

Ob gleich die Neuerer in Frankreich durch eine Menge ausgebreiteter Schriften und durch ansehnliche Vortheile, womit sie das Volk begünstigten, es dahin gebracht hatten, den größten Theil der französischen Nation auf ihre Seite zu ziehen, so gelang es ihnen doch nicht, einen eben so ansehnlichen Theil der Geistlichen zu gewinnen. Diese, bekannt mit den heimlichen Planen und Ränken, so versteckt sie auch waren, oder wenigst mit dem Zwecke, nach welchem die Neuerer strebten, auf deren Gesinnungen man aus ihrem Betragen, ihren Sitten und Grundsätzen deutlich schließen konnte, ließen sich durch die häufigen Versprechungen und Drohungen weder blenden noch schrecken; gestützet auf das Evangelium und auf die Grundlehren ihrer heiligen Reli-

gion, leisteten sie allen unerlaubten Forderungen den standhaftesten Widerstand.

In dieser Verlegenheit glaubte die Nationalversammlung einen gewaltsamen, wie sie selbst gestand, aber großen und entscheidenden Schritt machen zu müssen; sie erfand einen Eid, durch welchen sie die ganze Geistlichkeit an ihr Interresse zu knüpfen erwartete; sie ließ ein Dekret ausgehen, kraft dessen ein jeder Priester, der in Frankreich eine öffentliche Stelle vertrat, der Nation, dem Gesetze und dem Könige einen Eid der Treue schwören, und die verfaßte Konstitution nach allen Kräften handhaben sollte. Alle Priester, welche sich weigerten sich diesem Dekrete zu unterwerfen, sollten von ihren Stellen entfernet, und durch andere nicht so eidscheue Priester ersetzet werden.

Da die Nationalversammlung glaubte, daß die Geistlichen in allen ihren Handlungen

lungen nur ihren Eigennutz zu Rathe zogen; daß sie die neue bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit nur deßwegen mit so heftigem Widerstande bestritten, weil sie den beträchtlichsten Theil ihrer Einkünfte dabey aufopfern mußten: so durften sie hoffen, die ganze Geistlichkeit durch das Dekret des Eides zu unterjochen, weil dieselbe, wie man behauptete, an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen würde; denn die Versagung des Eides zog den Verlust aller Aemter und Einkünfte nach sich. **Wir wollen sehen,** sprach in dem Saale der Nationalversammlung ein Deputirter von Straßburg, **wenn man den Pfaffen den Brodkorb wegnimmt, ob sie sich nicht endlich unterwerfen werden.**

Man betrieb nun die Vollziehung dieses Dekretes mit dem größten Eifer; man schickte Truppen in alle große Städte,

wo man einen Auflauf des Volkes zu fürchten hatte: denn nicht aller Orten, besonders in größern Städten, war das Volk zu diesen Religionsneuerungen so geneigt, daß die Nationalversammlung nicht eine Gährung mit Gründen besorgen mußte. Der Erfolg entsprach aber den Hoffnungen nicht, die sie sich gemacht hatte; beynahe die ganze Geistlichkeit blieb ihrer Religion und ihren Bischöffen getreu.

Die Nationalversammlung, ehe sie das Eiddekret herausgab, hatte schon durch ein anders Dekret die förmliche Erklärung gethan, daß jedem Bürger und Geistlichen eine vollkommene und unbeschränkte Freyheit in Religionsmeynungen gestattet seyn sollte; daß man einen Bürger bloß deßwegen, weil er in Religionssachen anders dächte als andere, weder kränken noch verfolgen dürfte. Auf dieses Dekret beriefen sich hauptsächlich alle eidschenen

Prie=

Priester: sie bothen sich an, wie es der Bischoff von Klermont im Saale der Versammlung im Namen der ganzen Geistlichkeit sagte, den gedachten Eid zu schwören, so weit er die politische Verfassung des Staates zum Gegenstande haben sollte; aber in Rücksicht auf ihre Religionsmeynungen behielten sie sich alle Ausnahme und eine vollkommene Freyheit bevor. Konnte wohl die Geistlichkeit der Nationalversammlung billigere Anträge machen, als sich den Dekreten mit jenen Einschränkungen zu unterwerfen, welche sie selbst durch frühere Dekrete festgesetzt, und einem jeden Bürger zugesagt hatte?

Allein, hätte sie der Geistlichkeit erlaubt mit jenen Bedingungen und Vorbehaltungen zu schwören, die bloß ihr Gewissen zum Gegenstande hatten, so würde sie ihr Ziel, den Altar umzustürzen, nicht erreichet haben: denn sie sah

es wohl ein, wie ihre Anhänger und die meisten Zeitungsschreiber sich in ihren Blättern öffentlich erklärten, daß in diesem Falle ein jeder Geistlicher bey seinen Pfarrkindern bleiben würde; folglich daß er stets im Stande wäre, ihnen wie zuvor mit Eifer Religion zu predigen, und auf alle Ränke, wodurch man sie irre zu führen suchte, aufmerksam zu machen. **Frankreich muß gänzlich dekatholisirt werden** (wie es in der That wirklich ist) sagte der berüchtigte **Mirabeau** in den ersten Tagen der Versammlung der Generalstände, welche zu Versailles den 5. May 1789 eröffnet wurde; er verbarg also gar nicht, wie wichtig er es für die Ausführung seiner Plane hielt, im ersten Anfange alle religiösen Ideen gänzlich auszurotten. Dadurch stellte er die finstern Absichten der Neuerer in ihrem hellen Lichte dar, und verrieth mit ausdrücklichen Worten, was so viele in

Aus-

Ausübung gebrachte Projekte in der Folge zu Genüge bestätiget haben.

Weil aber der Widerstand der Geistlichen den geforderten Eid abzulegen weit größer war, als die Nationalversammlung es vermuthete, so gerieth sie darüber in die äußerste Verlegenheit, und in die bedenklichste Lage. Eben derselbe **Mirabeau** sagte bey dieser Gelegenheit zu **Camus** in seiner ausdruckvollen Sprache: **Euere verfluchte Konstitution der Geistlichkeit wird noch das Grab der politischen Konstitution werden, welche wir für uns zu Stande bringen wollten.**

Um diesem Uebel zu steuren ersann die Nationalversammlung einen Kunstgriff, der ihren Absichten nach Wunsche gelang. Man ließ falsche Addressen verfertigen und im Saale der Versammlung öffentlich ablesen, in welchen die Departementsverwalter eine ungeheure Anzahl

von

von Geistlichen ankündigten, die den Bürgereid geschworen hätten. Diese Addressen, welche von einzelnen Departementen herkamen, wurden auf Befehl der Nationalversammlung in alle übrigen Departemente versendet, wo sie kund gemacht werden sollten; aber in eben denselben Departementen, aus welchen sie in die Nationalversammlung verschicket worden sind, wurden sie unterdrücket und nicht öffentlich mit den andern abgelesen. Die Ursache davon läßt sich leicht errathen: das Volk, dem die Zahl der schwörenden Priester seines Departementes näher bekannt war, würde den Betrug leicht entdecket, und durch eine unausbleibliche Gährung die Nationalversammlung in die größte Verlegenheit versetzet haben. Die Zeitungsschreiber trugen auch das Ihrige bey, um in diesem Punkte den Absichten der Neuerer die ansehnlichsten Dienste zu leisten.

Dieser Kunstgriff hatte nicht bloß die Wirkung, das Volk über die Zahl der schwörenden Priester zu hintergehen; auch viele der niedern Geistlichkeit, welche sich in ihrem Urtheile über die Eidleistung nicht nach ihren eigenen Einsichten, sondern nach der Authorität zahlreicher Beyspiele richten zu dürfen glaubten, wurden dadurch in einen unwillkührlichen Irrthum verleitet; sie hielten für möglich, was ihnen so oft mit scheinbaren Gründen gesagt wurde, es könnte etwa wahr seyn, daß die höhere Geistlichkeit und vorzüglich die Bischöffe, sich nur deßwegen dem Eide widersetzten, weil sie sich von dem größten Theile ihrer Einkünfte beraubet sehen mußten, und daß sie auf den Gehalt, den die Nationalversammlung ihnen bestimmt hatte, nur darum Verzicht thäten, weil sie durch ihren Widerstand eine Gegenrevolution zu erzwingen hofften. Was ihrer übereilten Vermu-

thung noch einen Grad von Wahrscheinlichkeit beylegte, war das Stillschweigen des Papstes, welchem die bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit nicht unbekannt seyn konnte, und der sich noch immer enthalten hatte, hierüber als Oberhaupt der Kirche zu entscheiden. Sie ahndeten damals die weisen Ursachen nicht, welche den Vater der Gläubigen aus Gründen der Klugheit bewogen, in so bedenklichen Umständen der französischen Kirche, Nachsicht und Langmuth zu gebrauchen, wie er es in der Folge bey dem Eingange seines ersten Breve deutlich entwickelt hat. Jedoch auch die meisten Priester, welche durch diesen oder jeden andern Kunstgriff zu einem übereilten Schritte verleitet worden waren, zogen sich zurück, so bald die Erscheinung des päpstlichen Breve, und dessen Inhalt ihnen bekannt wurde. Die Wirkung der päpstlichen Breven auf die be-

eidig-

eidigten Priester und auf eine Menge des Volkes war so groß, daß die Nationalversammlung, um sie in ihrem Gange aufzuhalten, den Nachdruck dieser Breven und die Ausbreitung derselben unter den schärfesten Strafen verbothen hat. Es war sogar äußerst gefährlich, sie in seinem Hause aufzubewahren: denn, wenn man sie bey Hausuntersuchungen bey einem Bürger entdeckte, so war er eben derselben Strafe unterworfen, als hätte er sie unter das Publikum verbreitet. Nach diesem Dekrete erfrechte man sich dennoch vor dem Volke zu behaupten: die Breven vom Papste haben keine Kraft, weil sie nicht gesetzmäßig publiciret und bekannt gemacht worden wären.

Diejenigen Priester, welche durch Eigennutz, verdorbene Sitten, oder andere leidenschaftliche Gesinnungen zum Eidschwure bewogen worden waren, benutzten diese Gelegenheit, das päpstliche An-

sehen herabzuwürdigen, zu beschimpfen, wegzustreiten, und in den Augen des Volkes verächtlich zu machen. Ich würde bey allen, ich sage nicht Katholiken, sondern edeldenkenden Menschen äußersten Widerwillen und Schamröthe erregen, wenn ich der üppigen Karikaturen und der abscheulichen Reden erwähnen wollte, welche bey dieser Gelegenheit an allen öffentlichen Plätzen zur Schau gestellt und ausgestoßen worden sind. Ein jeder Neuerungssüchtige glaubte sich berechtiget, was der unversöhnlichste Haß, und die niederträchtigste Eifersucht während der Blüthe der katholischen Religion in Frankreich auszuhauchen nicht wagen durfte, itzt ungehindert gegen den römischen Stuhl auszugeifern.

Mit Wehmuth sah nun die Nationalversammlung, daß ein weit größerer Theil der französischen Geistlichkeit sich weigerte den Eid abzulegen, als sie es

dem

dem Volke sagen durfte, bey welchem noch nicht alle Hochachtung und Ehrerbietigkeit gegen die Religion seiner Våter ganz erloschen war. Sie mußte dann ihre Wachsamkeit verdoppeln, um das Volk von einer Gåhrung abzuhalten, und ihre Projekte zwischen allen Klippen, an welchen sie allem Scheine nach scheitern sollten, sicher durchzufůhren. Die dazu gedungenen Schriftsteller und der grõßte Theil der Zeitungsschreiber fuhren fort, die eidscheuen Geistlichen mit den håßlichsten Farben zu schildern: bald stellte man sie als Verschwõrer gegen den Staat vor; bald legte man ihnen eine so unersåttliche Geldsucht, und zugleich eine so stolze Widerspenstigkeit bey, daß sie lieber nichts haben, als den geringsten Theil ihrer Einkůnfte verlieren wollten.

Mit der grõßten Gewaltsamkeit vollzog man das Dekret, welches alle eid-

Stadtbibliothek Augsburg

scheuen Geistlichen von ihren Stellen verdrängte, und man ersetzte sie meistens durch jene Mönche, die mit Sehnsucht dem Dekrete entgegensahen, welches alle Ordensstände in ganz Frankreich aufhub. Aber in den meisten Departementen konnte man kaum den kleinsten Theil der leeren Pfarreyen mit dergleichen Subjekten ersetzen; in einem Umfange von zwey oder drey Stunden fand man kaum in einigen Gegenden einen konstitutionellen Pfarrer. So groß war der Mangel an diesen neuen Seelsorgern.

So sehr auch das Volk für die neue politische Verfassung überhaupt eingenommen war, so wenig konnte es sich entschließen, seinen neuen Seelsorgern sein Zutrauen zu schenken, und mit jener Hochachtung zu begegnen, mit welcher es seine ehemaligen beehret hatte. Man hat Beyspiele gesehen, daß auch jene Bür-

ger, welche mit dem größten Eifer an der Vertreibung ihres alten Pfarrers gearbeitet hatten, den neuen nur mit einer augenblicklichen guten Aufnahme trösteten, weil sie bald die Gesinnungen, die Grundsätze und Sitten der meisten konstitutionellen Geistlichen entdecken und verabscheuen mußten. Es war ihnen von ihrem Religionsunterrichte noch so viel angeklebet, daß sie den Widerspruch eines solchen Betragens mit der reinen Lehre und Moral der Religion Christi nicht miskennen konnten. Die neuen Pfarrer sahen also mit Verdruße die Zahl ihrer Anhänger, die sie durch den Lauf der Zeit allmählig zu vermehren gehoffet hatten, von Tage zu Tage sich vermindern.

Wenn man auf diesen Umstand Rücksicht nimmt, der um so wichtiger ist, als die Anzahl der beeidigten Priester selbst immer abnahm, die dann am Ende eine

geraume Zeit gleich den unbeeidigten von dem Nationalkonvent verfolget wurden, so ist zu verwundern, daß das Volk der Zerstreuung seiner Kirchendiener so kaltblütig zugesehen, und nicht mit den dekretirten Menschenrechten in der Hand, welche bey jeder Unterdrückung den Aufstand als die heiligste Pflicht empfahlen, sich erhoben hat, um mit Gewalt seine Kirchendiener zurückzufodern, die man ihm mit so verführerischer Treulosigkeit entzogen hatte. Dessen ungeachtet hörten die Neuerer nicht auf, die eidscheuen Geistlichen als Aufwiegler, Verschwörer und Staatsverbrecher zu behandeln.

Die ganze Verschwörung, deren man sie mit Gründen beschuldigen konnte, bestand in friedsamen Ermahnungen, durch welche sie ihren Pfarrkindern die Pflicht ans Herz legten, der Religion ihrer Väter getreu zu bleiben. Niemals haben sie das Volk zu einem gewaltsamen Wider-

stande oder zu einer Empörung gereizet; und wenn auch in einigen Gegenden von Zeit zu Zeit Unruhen Statt gehabt haben, so waren es etwa Beschimpfungen der konstitutionellen Pfarrer, wobey nur einzelne sich selbst überlassene Menschen, ohne fremde Aufwieglung, aus eigenen Trieben, und aus einem falsch verstandenen Eifer gehandelt haben; oder sie betrafen bloß politische Gegenstände, weil man oft bey unbilligen Forderungen seine Rechte gekränket fand.

Um eben diese Aufstände und kleine Empörungen, welche in einzelnen Gemeinden zuweilen Statt hatten, zu ersticken, und das allgemeine Ziel der Neuerer, die katholische Religion auszurotten, desto zweckmäßiger zu erreichen, warf man alle Schuld auf die **widerspenstigen Pfaffen.** Man schloß also auf die Nothwendigkeit neue Mittel zu ersinnen, um sie in eine gänzliche Unmöglichkeit zu

versetzen, im geringsten auf das Volk zu wirken.

In einigen Departementen wetteiferten die Verwalter mit den Gliedern der Nationalversammlung, die Geistlichen auf eine grausamere Weise zu verfolgen. Hier verordnete man, ohne der Nationalversammlung darüber Bericht zu geben, daß alle eidscheuen Priester binnen einer gewissen Zeit in eine bestimmte Stadt sich begeben mußten, wo sie sich genöthiget sahen, auf ihre Kosten zu leben, da man ihnen doch alle Einkünfte genommen hatte, und sie sich anderwärts in ihrer Familie einen kümmerlichen Unterhalt hätten verschaffen können. Dort sperrte man sie in Festungen ein, wo sie dem Spotte und allen Beschimpfungen der Soldaten preisgegeben wurden, welche sich um die Nation verdient zu machen glaubten, wenn sie die Gegenstände der Verfolgung auf die empfindlichste Weise

bekränkten. In einigen Departementen schloß man sie in die Gebäude der ehemaligen Klöster ein, wo sie, wie in Kerkern, ein kummervolles Leben führten, und täglich der Gefahr ausgesetzet waren ermordet zu werden, wie es den zweyten September 1792 und die folgenden Tage in Paris geschehen ist. In andern Departementen verfolgte man sie auf andere zuweilen noch grausamere Arten.

Diesen gewaltsamen und ungerechten Verfolgungen unterwarfen sich nicht alle Priester, wie es sich leicht begreifen läßt. Manche verbargen sich in den Häusern ihrer Verwandten oder Freunde, um ihren gekränkten Pfarrkindern im Falle der Noth die Gnadenmittel ausspenden zu können; andere wanderten in benachbarte Departemente aus, wo sie unerkannt lebten, und unter weltlichen Gestalten erschienen. Die Departementverwalter,

walter, welchen eben dieselben, die sich ihren Verfügungen nicht unterwarfen, am gefährlichsten zu seyn schienen, hielten es für ihre Pflicht, zur Beförderung der allgemeinen Ruhe sie mit der strengsten Wachsamkeit aufzuspüren. Man stellte in allen Gemeinden Leute auf, die ihr Aug auf die verborgenen Priester heften, und das Departement unterrichten sollten, so bald sie etwas von einem Geistlichen witterten. Man schickte in der Nacht die Nationalreuter in jene Gemeinden aus, wo man versteckte Geistliche zu finden glaubte; diese machten die grausamsten Hausuntersuchungen, welche um so erschrecklicher waren, als sie unerwartet und zu einer Zeit geschahen, wo Jedermann der nächtlichen Ruhe genoß. Die Geistlichen, welche man auf diese Weise ertappte, wurden eingekerkert, und strenge bewachet.

Die Zahl dieser Unglücklichen, welche das Opfer ihres Eifers wurden, war äusserst gering; eine besondere Vorsehung wachte über die eifrigen Diener der Kirche; sie wurden von ihren getreuen Freunden vor Gefahr gewarnet, und fanden immer Mittel bey der Dunkelheit der Nacht, die ihre Flucht begünstigte, den Verfolgungen und Hausuntersuchungen zu entkommen.

Diese Verfolgungen trieb man in verschiedenen Departementen mit mehr oder weniger Nachdrucke, je nachdem die Volksverwalter mit den Grundsätzen und den Gesinnungen der Nationalversammlung und der herrschenden Partey mehr oder weniger im Einklange waren. Denn unter diesen fanden sich jezuweilen zum Troste der geächteten Priester menschenfreundliche Männer, welche die Vollziezieḣung der Dekrete, die man gegen sie schmiedete, geflissentlich aufschoben, oder

wenig-

wenigst die Verfolgten von den Verschwörungen unterrichten ließen, die man gegen sie entsponnen hatte.

§. III.

Verbannung der Geistlichkeit.

Die große Wachsamkeit, und die grausamsten Verfolgungen gegen die unbeeidigten Priester konnten nicht verhindern, daß nicht dennoch täglich neue Unruhen entstanden, welche von der Nationalversammlung und ihren Anhängern immer der Geistlichkeit auf die Rechnung geschrieben wurden, da sie doch, wie man schon gesehen hat, bloße Wirkungen einzelner Unterdrückungen waren. Allein, man wußte daraus einen Vorwand zu erkünsteln, um den letzten entscheidenden Streich, den man gegen die Geistlichkeit vorhatte, in Ausführung zu bringen. Ich muß hier erinnern, daß diese lang

vorbereiteten Maaßregeln von der zweyten Nationalversammlung, welche die erste gesetzgebende (la première Législature) hieß, vorgenommen worden sind. Diese übertraf die erste an Gewaltthätigkeit, in eben demselben Verhältnisse, wie der heutige Nationalkonvent, wenigst unter der Tyranney des **Robespierre**, jene zweyte an Grausamkeit übertrift. Ich habe selbst als Zuschauer den Sitzungen beygewohnt, in welchen die Dekrete gegen uns geschmiedet worden sind. Um nicht erkannt zu werden, mußte ich meinen Stand unter weltlichen Kleidern verbergen, weil damals (1792) kein unbeeidigter Priester in seiner Standeskleidung, ohne der größten Gefahr ausgesetzet zu seyn, erscheinen durfte.

Die Nationalversammlung hatte einem gewissen *François de Nantes* den Auftrag gegeben, die Ursachen der täglichen Unruhen, welche in verschiedenen

Depar-

Departementen und Gemeinden entstanden waren, aufzusuchen. Dieser alles umfassende Mann, ohne die Schranken von Paris zu überschreiten, um in den unruhigen Gemeinden selbst beweisende Thatsachen zu sammeln, wie es zur Erfüllung seines Auftrages erforderlich gewesen wäre, gieng über alle zeitverderblichen Formalitäten hinüber, und hatte schon die tiefliegenden Ursachen so mannigfaltiger Aeußerungen des Misvergnügens in seinem Kopfe gesammelt. Ohne Rathgeber, ohne Zeugen, ohne Dokumente, in seinem einsamen Kabinete verschlossen, brachte er einen Bericht zu Papiere, wie ihm seine feuerige Einbildungskraft, oder vielmehr seine Einstimmung in die Plane und Absichten der Nationalversammlung zum Umsturze der katholischen Religion, denselben in die Feder gesagt hatten.

Mit der verführendsten Beredtsamkeit stellte *François de Nantes*, der von seinen Kollegen für den größten Redner gehalten wurde, eine Schilderung der Unruhen auf: er malte sie mit so lebhaften Farben, als wäre ganz Frankreich schon in einer allgemeinen Gährung, die nahe an die gewaltsamsten Ausbrüche gränzete. Seine Rede war so künstlich bearbeitet, seine Beweisgründe waren so zweckmäßig geordnet, daß jeder, der keinen Betrug vermuthete, nur auf die Geistlichen als Urheber aller Unruhen hätte schließen müssen.

Diese Rede machte in der Nationalversammlung den lebhaftesten Eindruck. Die Gallerien äußerten vorzüglich bey dieser Gelegenheit ihren Unwillen und ihre Wuth gegen die unbeeidigten Priester. Die Diskussionen wurden von dem Präsidenten eröffnet, und man fieng an gegen uns zu berathschlagen. Ich würde

die Gränzen überschreiten, die ich mir vorgezeichnet habe, und bey allen edeldenkenden Christen gerechten Unwillen erregen, wenn ich alle Einwürfe und Anschläge vortragen wollte, die bey diesen Diskussionen gegen uns in Vorschlag gekommen sind. Es schien, als wetteiferte man, um alles, was geistlich hieß, mit dem häßlichsten Firniße zu übertünchen. Die Reden und Schmähworte, gegen das Priesterthum, den Papst und die katholische Religion, der man so gar die Benennung **blutdürstig** beyzulegen sich erkühnte, trugen alle das Gepräge des Gemeingeistes, der in dieser Versammlung herrschete. Doch muß ich gestehen, daß wir darunter noch etliche Vertheidiger hatten, die Muth genug zeigten, der Nationalversammlung die Unbilligkeit ihres Verfahrens vor die Augen zu legen; ihre Stimmen wurden aber unter dem Getümmel der andern, und

vor=

vorzüglich durch jene des beywohnenden Pöbels ersticket; sie wirkten nicht mehr, als vielleicht die Wuth desto heftiger zu entzünden.

Da die Sache der Geistlichkeit eine der wichtigsten Berathschlagungen war, so konnte sie erst nach einigen Sitzungen vollendet werden. Der König hatte damals noch seine konstitutionelle Gewalt, und ein Dekret konnte nach den Gesetzen der Konstitution nicht vollzogen werden, ehe der König ihm seine Sanktion aufgedrückt hatte. Die Gesinnungen dieses Monarchen für die Geistlichkeit, dessen gefühlvolles Herz über die Verfolgungen gegen diesen ehrwürdigen Stand äußerst gerühret war, konnten der Nationalversammlung nicht unbekannt seyn. Sie durfte dann in ihren verfolgenden Verfügungen, so grausam sie wären, doch nicht so weit schreiten, als sie gerne geschritten wäre. Denn hätte sie nicht

auf den König und auf das Volk aller Departemente noch einige Rücksicht nehmen müssen, so würde die Vernichtung aller Geistlichen vollendet gewesen seyn.

Aus diesen Ursachen mußte man den Dekreten einen Schein von Billigkeit beylegen; man verordnete dann, daß ein Priester, der von zwanzig Bürgern, nicht bloß aus der Gemeinde, wo er wohnte, sondern aus seinem ganzen Departemente, als Aufwiegler, als Unruhestifter angeklagt würde, über die Gränzen von Frankreich gebracht werden sollte. Zur Erläuterung dieses Dekretes muß ich hier beyfügen, daß man durch einen Aufwiegler, einen Unruhestifter, jene Priester verstand, welche bey ihren Freunden oder Vertrauten einige Verrichtungen ihres Standes insgeheim ausübten.

Es ist leicht einzusehen, wie bald bey diesen Verfügungen alle unbeeidigten Priester aus Frankreich geschaffet worden

wären.

wären. Wie leicht konnten nicht die Departementsverwalter in dem ganzen Umfange ihrer Gerichtsbarkeit zwanzig unmenschliche Bürger finden, oder bestechen, die in kurzer Zeit das ganze Departement von allen Pfaffen, wie man sie nannte, hätten reinigen können?

Allein der König versagte diesem gewaltthätigen Dekrete seine Sanktion, und vereitelte dadurch für einen Augenblick dessen Vollziehung. Aber der Gebrauch, den er hier von seinen Rechten machte, welche ihm die Nationalversammlung selbst eingeräumet hatte, war der erste Schritt, den er dem Schaffote entgegen that. Der Pariserpöbel, durch Aufwiegler gehetzet, lief am 20. Junii, welcher gleich auf die Verweigerung des Königs folgte, zusammen, drang mit Gewalt in das Schloß der Thuillerien, um den König zu zwingen, dem neuergangenen Dekrete die Sanktion beyzulegen. Man hat in

allen Zeitungen die Ausschweifungen und Vergehungen gelesen, mit welchen das Volk seinen konstitutionellen König, seinen eigenen Repräsentanten beschimpfte. Er mußte mit eigener Hand die Freyheitsmütze nehmen und aufsetzen; man ließ ihn nicht ruhen, bis er versprochen hatte, dem Verlangen des Volkes zu willfahren. Die Nationalversammlung, welche sich äußerlich anstellte, als misbilligte sie dieses abscheuliche Betragen des Pöbels, ernannte Deputirte aus ihrem Mittel, und schickte sie dem Volke entgegen, um es zur Ruhe zu bereden.

Die Departemente, welchen diese Begebenheit durch die Zeitungen bekannt geworden war, misbilligten beynahe alle die Beschimpfungen, mit welchen man dem Repräsentanten der Nation begegnet hatte; sie verlangten sogar öffentliche Satisfaktion, um den Thron, der durch diese Gewaltthätigkeit tief herabgesetzt wor=

worden war, in die gebührende Würde wieder einzustellen. Allein die Nationalversammlung achtete wenig auf die ungeheure Menge von Addressen, die ihr von allen Seiten, sogar von Volksgesellschaften zugesandt wurden; das Gallerienvolk äußerte bey der Ablesung aller derjenigen, denen man diese Ehre zukommen ließ, sein lautes Misvergnügen und seinen Unwillen.

Die Nationalversammlung, unter der Leitung des Jakobinerklubs von Paris, rückte nun mit einem Plane hervor, der vielleicht schon längst angelegt war. Unter dem Vorwande, als wäre der König seinem Eide untreu geworden, suchte man es dahin zu bringen, daß die Monarchie in Frankreich aufgehoben, und in eine Republik umgeschaffen wurde.

Zu diesem brauchte man wieder das Pariservolk, welches den Absichten der Nationalversammlung schon so oft an-

 sehn-

sehnliche Dienste geleistet hatte. Es wurde bestellet, um am 10. August das Schloß der Thuillerien wieder zu bestürmen; man rückte mit Waffen und Kanonen herbey, und erklärte den Wachen des Königs einen förmlichen Krieg; Ströme Blutes floßen bey diesem Angriffe, und eine ungeheure Menge Leute büßten ihr Leben ein.

Während des Angriffes fand der König einen Ausgang, um zu entrinnen und in den Saal der Nationalversammlung zu fliehen. Dort wurde er in eigener Gegenwart als Staatsverbrecher erkläret, der königlichen Würde entsetzt, und gleich darauf mitten unter einer unzähligen Menge Volkes in den Tempel geführt, wo er bis zu seinem Tode eingeschlossen blieb. Ich verlasse nun alle politische Begebenheiten, welche nicht genau zu meinem Gegenstande passen, und kehre wieder zu den Verfügungen zurück, die

man gegen die Geistlichen getroffen hat. Ich habe mich in den Gang dieser Geschichte nur in so ferne eingelassen, als sie nothwendig war, über das Schicksal der Geistlichkeit ein unentbehrliches Licht zu verbreiten.

Itzt konnte die Nationalversammlung in ihren Dekreten gegen die Geistlichkeit ungehindert handeln, und sie bedurfte zur Vollziehung derselbigen keiner Sanktion; nichts mehr stand ihrem Vorhaben im Wege, der Sache ein baldiges Ende zu machen. Die Diskussion gegen die Geistlichkeit wurde aufs Neue vorgenommen: die Dekrete, welche sie kurz zuvor geschmiedet hatte, und denen der König die Sanktion nicht hatte beylegen wollen, schienen ihr nun zu gelinde zu seyn; es mochte nach ihrem Sinne eine zu lange Zeit verstreichen, bis alle Priester aus dem Lande geschaffet wären.

Um also diese weitläufigen Formalitäten abzukürzeu, beschloß sie den 26. August 1792, daß alle unbeeidigten Priester, welche in Frankreich eine öffentliche Stelle vertreten hatten, binnen vierzehn Tagen von der Kundmachung des Dekretes an, das Land der Republik räumen sollten, und daß alle diejenigen, welche diesem Dekrete nicht Folge geleistet hätten, und nach der bestimmten Zeit in Frankreich noch angetroffen werden würden, eingethürmet, und nachmal nach der französischen Guyenne auf Schiffen gebracht werden sollten.

Ein jeder, der in dem Falle war, dachte nun ein Land zu verlassen, in welchem sein Leben in äußerster Gefahr schwebte, und wo er alle seine Verwandten und Freunde in die größte Verlegenheit würde gesetzt haben, wenn er bey ihnen verborgen hätte bleiben wollen. Da sah man mit einmal ganze Schwärme

nach

nach Deutschland, Italien, Spanien, Portugal, England, Holland und in die Schweiz wandern. Diese Zahl wurde noch täglich durch diejenigen vermehret, welche in Frankreich niemals eine öffentliche Stelle vertreten hatten, und die meist aus Ordensgeistlichen bestanden. Kraft des Dekretes hätten sie noch in ihrem Vaterlande bleiben dürfen, gleichwie anfänglich sehr viele von ihnen geblieben sind: aber bald fieng man an, sie wie die öffentlichen Stellvertreter zu behandeln. Auch diejenigen, welche durch fortwährende Anklagen nicht gezwungen wurden, den französischen Boden zu räumen, zogen bald die Verbannung einer kümmerlichen und sorgvollen Existenz in ihrem Vaterlande vor, aus welchem sie dennoch in kurzer Zeit würden verjagt worden seyn. Auf diese Weise fand man in Zeit von wenigen Monaten in ganz Frankreich beynahe keinen andern

dern Priester mehr, als beeidigte, derer Zahl bey Erscheinung des Verbannungsdekretes, wie anderthalb Jahre zuvor bey Erscheinung der päpstlichen Breven, merklich wieder abgenommen hatte. So sehr gewaltthätig und grausam schien dieses Dekret in den Augen der Anhänger der Nationalversammlung selbst, welche, ob sie gleich die Entscheidungen und Drohungen des Papstes nicht beweisend und kräftig genug gefunden hatten, dennoch erst itzt aus der Ungerechtigkeit dieses Dekretes die Gerechtigkeit des Widerstandes der unbeeidigten Priester erkannten.

§. IV.

Erster Eintritt der französischen Geistlichkeit in fremde Länder.

Die unbeeidigten Priester mußten nun auf das Dekret von der Nationalversammlung ihr Vaterland räumen, wenn sie

sie nicht ihr Leben der größten Gefahr aussetzen wollten: aber sie konnten sich auch dem Dekrete nicht unterwerfen, ohne eben so große Gefahr für ihr Leben zu laufen. Sie kamen an die Gränzen mit gesetzmäßigen Deportationsscheinen versehen, und beynahe allenthalten fanden sie den Ausgang verschlossen; überall traf man Nationalgarden an, von welchen man auf die schimpflichste Weise empfangen wurde; mit den ausgelassensten Grobheiten stieß man die fliehenden Priester zurück: man hätte glauben mögen es wäre ihnen eben so strenge verbothen über die Gränzen zu schreiten, als es ihnen befohlen war, nicht einen Augenblick über die bestimmte Zeit inner den Gränzen zu verweilen. Man mußte die Gränzwachen umgehen oder bestechen, um in die fremde Welt einen Ausgang zu finden. Ich rede aus eigner Erfahrung, welche durch das Zeugniß vieler meiner Mitbrüder bestättiget ist. Kaum

Kaum waren wir über die Gränzen entwischet, so mußte wohl unser erster Gedanke seyn, der Vorsehung zu danken, daß sie uns ohne Verlust unsers Lebens aus den unzähligen Gefahren gerettet hatte, in welchen wir schon einige Jahre herumwandelten. Wir schienen einer schweren Bürde entlediget, als wir anfiengen ruhiger wieder Luft einzuathmen, ohne uns ängstlich herumsehen zu müssen, ob nicht irgend ein Ausspäher auf unsere Tritte laure, der den Auftrag hätte, uns in ein Gefängniß zu schleppen. Wir sahen der einbrechenden Nacht ohne Besorgniß entgegen, und konnten zur Ruhe gehen, ohne die Anstalten zu einer schnellen Entfliehung vorbereitet zu haben, und ohne zu sorgen, daß uns die Ankündigung einer Gefahr aus dem Schlafe wecke. Zum erstenmal war uns wieder erlaubt, mit Priesterkleidern uns zu bedecken, ohne bübische Beschimpfung

oder Gefängniß zu fürchten. Die öffentlichen Kirchen waren uns nicht mehr verschlossen, um Gott dem Allmächtigen am Altare ein Opfer zu bringen, das wir seit so langer Zeit mitten unter Besorgnissen in Kellern und abgelegenen Winkeln vollbracht hatten: kurz, wir sahen wieder unsere Religion um uns aufblühen, und freuten uns in unserer harten Verbannung, diesen schätzbaren Trost zu finden, in welchem wir so viele Stärke gegen die Verfolgungen in unserm unglücklichen Vaterlande geschöpfet hatten.

Mit dem liebreichsten Mitgefühle und der freundschaftlichsten Aufnahme wurden wir von unsern Glaubensgenossen empfangen. Wir würden uns äußerst glücklich schätzen, wenn wir durch unsere Treue und Standhaftigkeit die tröstlichen Benennungen verdienen könnten, mit welchen sie uns beehrten; man suchte

unser

unser hartes Schicksal auf die möglichste Weise zu lindern; man wußte, daß wir ohne hinreichenden Geldvorrath aus unserm Vaterlande hatten auswandern müssen, weil es unter den schärfesten Strafen verbothen war, mehr als sechs Thaler gemünztes Geld mit sich zu nehmen, und von Assignaten konnten wir keinen Gebrauch machen. Deshalben wetteiferten viele, uns durch Vorschüsse und freywillige Subscriptionen zu unterstützen. Mit der süßesten Wonne haben wir erfahren, daß ganze Länder, welche in Glaubensmeynungen von uns unterschieden sind, unsere Standhaftigkeit bewunderten, und sich durch eine außerordentliche Freygebigkeit auszeichneten.

In England, wo die katholische Religon seit unzähligen Jahren nicht mehr der freyen Religionsübung genoß, gestattete man ihr bey dieser Gelegenheit sehr ansehnliche Vortheile. Eine Menge Kapel-

pellen wurden eröffnet und in öffentliche Tempel verwandelt; wir sahen mit dem reinesten Vergnügen eine ungeheure Menge Katholiken herbey eilen; die Kirchen konnten sie kaum fassen, und man machte schon Plane und Sammlungen von Beyträgen, um mit der Genehmigung der Regierung neue Tempel aufzuführen. Wir hatten die tröstlichsten Aussichten die katholische Religion auch in fremden Ländern eben so rein aufblühen zu sehen, als sie in unserm unglücklichen Vaterlande unter unsern Augen herabgesunken war.

Alles versprach uns bey unserer Verbannung einen ruhigen Aufenthalt bis zum Zeitpunkte, wo wir wieder in unser unglückliches Vaterland zurückkehren konnten; wir lebten auch in der beßten Hoffnung, daß dieser Augenblick, welchem wir mit so heftiger Sehnsucht entgegen sahen, nicht mehr weit entfernt seyn

möchte; man stärkte uns von allen Seiten in unsern Hoffnungen, und wir glaubten, daß Frankreich bald müde seyn würde, in einer so sorgevollen und gewaltsamen Lage zu leben.

Allein wir sahen uns hier in unsern Hoffnungen getäuschet. Es entstanden in Frankreich stets neue Parteyen und mächtige Faktionen, welche das Volk in einer ununterbrochenen Thätigkeit unterhielten. Ein jeder Bürger war bloß auf seine persönliche Sicherheit bedacht, besonders so lange die Tyranney des **Robespierre** dauerte. Dieser zu merkwürdige Mann hatte einen solchen Schrecken um sich verbreitet, daß man nicht einmal in der Stille, nicht im Zirkel seiner vertrauten Freunde, sogar nicht im Schooße seiner eigenen Familie nach einer Aenderung sich sehnen durfte. Wie konnten wir in solchen Umständen eine baldige Rückkehr verhoffen; je mehr wir von dem

dem traurigen Augenblicke, wo wir unser Vaterland haben verlassen müssen, abwichen, desto mehr nahmen unsere Hoffnungen ab, und verloren sich endlich so sehr, daß man es heute zu Tage als ein Problem ansehen kann, ob wir noch je wieder zu unsern unglücklichen Pfarrkindern und in den Kreis unserer verlassenen Familien werden zurückkehren dürfen.

§. V.

Ihre widrigen Schicksale im Auslande.

Es hatte die französische Geistlichkeit bey ihrem Austritte aus Frankreich das Ende überstandener Trübsalen, Verfolgungen und Gefahren so lebhaft empfunden, daß sie, über dem Gefühle des gegenwärtigen Augenblickes, aller bangen Besorgnisse auf die mögliche Zukunft für eine Weile vergaß. Aber der Vorsehung hatte ge-

fallen, ihrer Standhaftigkeit die Veranlassung zu neuen Prüfungen vorzubereiten.

Der Rückzug des **Dumouriez**, die Vorschritte der deutschen Armeen sogar bis auf den französischen Boden, die Einnahme einiger Festungen, der Ruf von dem Fortgange der katholischen Waffen in der Vendee, hatten den größten Theil der französischen Geistlichen in die Nähe von Frankreich gezogen, um bey der ersten glücklichen Ereigniß für die Religion ihres Vaterlandes ihren verlassenen Mitbürgern geistliche Dienste leisten zu können: aber eben diese zusammentreffenden Vorfälle hatten die Wirkung bey der Nationalversammlung hervorgebracht, daß sie durch äußerste Anstrengung aller Kräfte, durch allgemeine Aufgebothe, durch Benutzung der ganzen Thätigkeit der französischen Nation, kräftigen Widerstand leistete, und die Hoff-

nungen der vertriebenen Geistlichkeit wieder weit zurücksetzte.

Viele dieser ehrlichen Männer, denen es etwa gelungen hatte, ein mäßiges Eigenthum mit sich über die Gränzen zu bringen, besaßen zu viel Delikatesse, um vor der Zeit der fremden Wohlthätigkeit zum Nachtheile ihrer bedürftigen Mitbrüder unverschämt vorzugreifen. Andere hatten vielleicht nicht Vorsicht genug, die Dauer ihrer Verweisung nach allen Angaben der Möglichkeit zu berechnen, oder sie hofften, durch ununterbrochnen Verkehr zwischen dem Auslande und Frankreich, Unterstützung aus ihrer Heimath zu ziehen, und hielten ihre mitgebrachten Pfennige nicht kärglich genug zu Rathe. Bey einigen hatten unvermeidliche Bedürfnisse, Krankheiten, Reisen durch minder gastfreundliche Länder u. dgl. ihr Bischen Vorrath größtentheils erschöpft.

Um das Maaß ihrer Leiden überfließen zu machen, fielen in der Folge die nächst an Frankreich gränzenden Länder durch das Schicksal des Krieges in die Gewalt ihrer Verfolger, und eine Menge der Unglücklichen, die dort Hülfe gefunden, und auf Erlösung gehoffet hatten, mußten plötzlich ihr Heil in der Flucht suchen, und aus dem Schooße der Gastfreyheit in die weite Welt wandern. Benachbarte Länder, die entweder feindliche Einfälle selbst schon erfahren oder noch zu befürchten hatten, wo vielleicht die Verpflegung zahlreicher Armeen kaum den eigenen Bewohnern übrig ließ, was die erste Nothdurft erfodert, mußten die Flüchtigen, deren schreckliche Zahl im Fortwallen immer noch anwuchs, weiter über ihre Gränzen zurückweisen.

Ringsum zusammengedrängt, sammelte sich ihre Masse in einen engern Kreis, und rang mit der Besorgniß für

ihre Erhaltung. Jeder einzelne Staat, jedes Gebieth glaubte Vorsichten brauchen zu müssen, um die Last einer hülfebegehrenden Menge wenigst mit verhältnißmäßigen Einschränkungen von sich abzuwälzen. Die Privatgroßmuth der Menschenfreunde mußte sich nach dem Laufe der Umstände, bey dem immer anwachsenden Schwalle der Flüchtlinge, bey der immer abnehmenden Aussicht einer baldigen Rückkehr, in gemessene Gränzen einschränken, welche die Klugheit geboth.

Eine Menge von mehrern Tausenden, größtentheils alte gebrechliche Männer, die kaum Kraft genug hatten, sich weiter zu schleppen, kaum Kleider genug, ihre Blöße zu decken, wandelten nun auf allen Heerstraßen in der Irre herum, in einem Lande, wo sie sich kaum anders als durch Zeichen ausdrücken konnten, und suchten ein Obdach, und fanden oft

keines; und flehten um Unterstützung, die ihnen oft billig, oft unbillig verweigert ward.

Sie waren keine Verbrecher; sie litten nicht aus ihrer Verschuldung; Priester waren es, die das Opfer der Anhänglichkeit an ihre Pflichten geworden waren; Christen, Menschen waren es, die bey Christen, bey Menschen Hülfe zu suchen gezwungen wurden, um nicht zu verschmachten; Hülfe, die man dem Verbrecher sogar nicht versagen kann.

Sie hatten sich meist in kleine Gesellschaften, von drey oder nicht viel darüber, eingetheilt, um durch ihre Zahl Niemand abzuschrecken. Den Aeltern hatte sich etwa Einer von jüngern Jahren, den Aermsten Einer, der noch einen kleinen Nothpfennig sich abgedarbt hatte, beygesellet, um einander mit leiblicher Hülfe oder mit geistlichen Trostgründen brüderlich zu unterstützen. Sie waren

mit Passeporten, mit Beglaubigungs-scheinen versehen, um jeden Verdacht des Betruges zu widerlegen. Oft erreichten sie, jeder mit seinem kleinen Bündel beladen, nach überstandenem Ungemache des Tages, bey einbrechender Nacht, das Ziel ihrer mühsamen Wanderschaft, irgend einen Flecken, ein Städtchen, wo sie sich nach einer elenden Herberge sehnten: und am Eingange wurde ihnen bedeutet, daß hier Ausgewanderte nicht eingelassen werden. Sie bathen um Aufenthalt nur über die Nacht, und es ward ihnen abgeschlagen. So mußten sie unzähligemal in der größten Ermattung bey ungünstigem Wetter und Wege in der Dunkelheit ihren Stab weiter setzen, und einen Winkel suchen, um ihre Kleider zu trocknen, oder im nächsten Walde, wo Menschen nicht wohnen, den Anbruch des kommenden Tages erwarten.

Wer gefühllos genug wäre, diese getreue Erzählung für übertrieben zu halten, den bitte ich, bey den ersten wandernden Geistlichen, die ihm aufstoßen mögen, sich von der Geschichte ihrer ausgestandenen Schicksale unparteylich unterrichten zu lassen, und mich der Lüge zu strafen, wenn er nicht überzeugt wird, daß alles, was ich gesagt habe, nur eine unvollkommene Skizze der unbeschreiblichen Müheseligkeiten sey, mit denen diese vertriebenen Unglücklichen unabläßig zu kämpfen hatten.

Man muß so billig seyn, zu gestehen, daß ein großer Theil jener Zurückweisungen nicht überall einer menschenfeindlichen Unbarmherzigkeit, sondern oft politischen Vorsichten oder dem gerechten Gesetze der Selbsterhaltung beygemessen werden muß; und zur Ehre der Menschheit haben sich immer hier und da mitleidige Herzen gefunden, die der äußer-

sten Noth mit großen Aufopferungen zu steuren sich angestrengt haben. Herzlicher Dank, und des Himmels reichlicher Segen sey der Lohn ihrer Großmuth!

Aber wenn die Billigkeit fordert, so schöne Beyspiele des uneigennützigsten Wohlwollens dem Andenken der Nachwelt zur Bewunderung und Nacheiferung aufzustellen, soll es denn ungerecht seyn, Beyspiele von minder gefühlvollen Gesinnungen, ohne Jemand durch Persönlichkeit zu beleidigen, an das Licht zu ziehen, um kältere Herzen, die vielleicht den Eindruck des menschlichen Elends nie gefühlt haben, wenigst für die Zukunft zum Mitleiden zu erweichen, oder die Vorurtheile zu zerstreuen, welche die Stimme der Erbarmung gegen die französischen Geistlichen erstickt hatten?

Was war natürlicher, als daß sich katholische Priester zuerst an Brüder ihres

res Standes, an Geistliche wendeten, denen sie wenigst bey mangelnder Kenntniß der Landessprache, ihr dringendes Anliegen in lateinischer Sprache vortragen, und liebreiche Aufnahme, Berathung, Hülfleistung erwarten konnten? Viele würdige Glieder dieses ehrvollen Standes zeichneten sich auch mit beßtem Willen auf das rühmlichste aus, und übten nach ihren Kräften jene Nächstenliebe, die sie dem Volke mehr durch Werke als mit Worten zu predigen gewohnt waren. Sie dachten sich in die Möglichkeit einer ähnlichen Lage, weil sie das rühmliche Verbrechen, Diener der Religion Christi zu seyn, mit den Verwiesenen gemein hatten, und thaten als Christen an andern, was sie in gleichen Verhältnissen wünschten, daß an ihnen gethan würde. Viele thaten es auch freylich nicht: und wie schwer mußte es Männern fallen, die sonst vielleicht selbst bey ihrem pfärrlichen

Amte so gerne ihr Brod mit der Armuth getheilt hatten, itzt von einigen ihrer Amtsbrüder nicht vorgelassen, trotzig weiter gewiesen, oder höchstens mit einer kupfernen Münze abgefertiget zu werden!

Sie trafen auf Klöster, auf Abteyen, und fanden zuweilen auch hier Gesinnungen, die ihrem Stande zur Ehre gereichten: vorzüglich in armen Klöstern, wo man aus Erfahrung mit menschlichen Bedürfnissen nicht unbekannt war, und fremde Wohlthaten, die man dankbar genoß, mit andern Wohlthatbedürftigen brüderlich theilte. Auch manche Abteyen haben einem Theile der wandernden französischen Geistlichkeit die Gastfreyheit vergönnet, und ihr von ihrem Ueberfluße Gaben zufließen lassen.

Andere wieder, die vielleicht eben im Rufe des größten Reichthumes standen, verschloßen ihre Thore, und würdigten unschuldige Priester, die um Hülfe fleh-

ten nicht eines mitleidigen Blickes. Kaltblütigkeit, Widerwillen, sogar niedrige Vorwürfe ließ man unverdient auf sie fallen. Hier und da wurde einigen gestattet, in der sogenannten Bauernstube an dem Gesindtische die Brosamen zu sammeln, die von der abteylichen Tafel herabfielen. Anderwärts erhielten sie von der Hand des Pförtners ein Viaticum, das sie mit Danke vergalten, das aber ein übermüthiger Student auf seiner Vakanzreise würde ausgeschlagen haben. Irgendwo wagten es etliche bey einer berühmten Wallfahrtsabtey — ich könnte sie nennen — um Meßstipendien, woran sie einen sehr großen Ueberfluß hatte, zu bitten. Aber **Reverendissimus** hatte verbothen, hinfüro noch französische Geistliche auf die Altäre seiner Kirche treten zu lassen. Mit kurzem Bescheide, mit einem Tone, der kein Mitleiden verrieth, gab ihnen ein Pater ein Nihil

habe-

habemus superfluum mit auf den Weg, und geleitete sie trostlos zur Thüre hinaus.

Ein würdiger Vorsteher einer andern bemittelten Abtey hatte befohlen, eine Zahl von zwanzigen, die dort zusammentrafen, einzulassen, und mit einem Mittagmahle zu bewirthen. Der P. Procurator des Klosters fand es für gut, ihren Hunger nur halb mit einem kärglichen Mahle zu stillen. Nach Tische erschien der liebreiche Abt, unterredete sich freundlich mit ihnen, und fragte, was sie zu essen gehabt hätten; die guten Geistlichen standen beschämt, und begegneten einander mit ihren stillschweigenden Blicken. Er drang weiter in sie, und hörte mit sichtbarem Unwillen, was sie genossen. Itzt gieng er selbst gastfreundlich, und brachte aus Küchen und Keller, was er aufbringen konnte; er zwang sie zu essen, und Thränen des

Dan=

Dankes machten diese Erquickung zur kostbarsten, unvergeßlichen Mahlzeit.

Zwey betagte sechzigjährige Pfarrer hatten durch Vermittlung ihrer Bekannten im vorigen Frühjahre einen Ruf nach Pohlen erhalten. Sie kamen mit Pässen versehen zu Fuße von Konstanz bis an die Gränzen von Böhmen, und hofften, der Sorge ihrer Erhaltung für ihr kränkelndes Alter nun bald enthoben zu werden. Indessen waren die Unruhen in Pohlen ausgebrochen; sie wurden nicht weiter gelassen, und sahen ihre Hoffnungen im Haven noch scheitern. Ihr Geld war meistens auf der Reise verzehrt; ohne Unterstützung wußten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten, und sie beschlossen, den weiten Weg nach Konstanz, so schnell sie vermochten, zurück zu machen, wo sie bekannt waren, und leichter auf Hülfe wieder rechnen konnten. Auf ihrer Rückreise kamen sie in ein

ein Dorf, das einer Abtey zugehörte. Es war in der Dämmerung, und sie giengen in das Wirthshaus, um über Nacht auszuruhen. Es befand sich Jemand im Wirthshause, der ihnen den Rath gab, sich in der Abtey anzumelden, wo sie ohne Zweifel Bewirthung genießen würden. Sie folgten dem Rathe, und erhielten den Bescheid, daß französische Ausgewanderte hier keine Freystätte hätten. Nun giengen sie in das Wirthshaus zurück: aber zu ihrem Erstaunen hatte der Abt unterdessen dem Wirthe verbiethen lassen, die beyden Geistlichen zu beherbergen. Gott! sie mußten bey finsterer Nacht, ohne Weg und Stege zu wissen, sich vom unwirthsamen Dorfe entfernen, und die Nacht in einem Walde zubringen, wohin sie der Weg führte.

Ich will nicht länger verweilen bey Erzählung einzelner Begebenheiten, welche das Gefühl des Erbarmens, das ich

zu erwecken wünsche, auf entgegengesetzte Empfindungen ablenken könnten: und ich eile weg von einem Gemälde, das ich so gerne nicht öffentlich aufgestellt hätte, wäre es nicht mit dem Sujet, das ich zeichnen muß, so unzertrennlich verbunden. Indessen um die lieblosen Urtheile zu entkräften, womit die Menschen so geneigt sind, die Flecken von Einzelnen auf die Allgemeinheit eines sonst sehr ehrwürdigen Standes auszudehnen, kann ich nicht umgehen, der ausgezeichneten Freygebigkeit der Abteyen in der Schweiz, und vorzüglich jener von Marieneinsiedeln, die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß sie die verstossenen französischen Geistlichen, so lange sie in ihrer Gegend sich aufhalten konnten, einer liebreichen Aufnahme, wie ihre Brüder gewürdiget, an ihrem Tische gespeiset, mit Geldbeyträgen zum Abschiede noch unterstützet haben,

ben, wann sie die Abteyen verließen, um andern Gefährten ihres Unglückes wieder Platz zu machen.

Unter den Landpfarrern und Benefiziaten hat es eben so schöne Ausnahmen gegeben, welche die Gefühllosigkeit anderer durch herzliche Theilnahme an fremdem Elende gutmachten, und selbst ihre Gemeinden mit Beyspiel und Worten zur Ausübung thätiger Nächstenliebe erweckten und aufmunterten. Sie waren die rühmlichen Werkzeuge, welche Gottes weise Vorsehung bestimmet hatte, seine mit dem Unglücke ringenden Diener nicht ganz dem Verderben preiszugeben.

Mitten unter diesen Entbehrungen körperlicher Hülfe wurden die französischen Geistlichen noch von dem beißenden Kummer verzehret, nur auf den wenigsten Gesichtern, denen sie begegneten, Empfindungen des Mitleids zu lesen, welches gute Herzen auch dem überlästig-

sten Bettler, den sie zurückeweisen, gemeiniglich nicht versagen. Die guten Männer prüften mit Aufmerksamkeit ihr ganzes Betragen, und glaubten alles vermieden zu haben, was ihnen zum Nachtheile oder zum Vorwurfe gereichen könnte. Bald ließ man nicht undeutlich merken, daß man sie als die Urheber des verderblichen Krieges, als Franzosen, sogar als verdächtige Leute, Spionen, Jakobiner u. dgl. verabscheute.

Denkende Männer konnten leicht den Ungrund eines solchen Verdachtes entdecken: aber der größere Haufe spricht nach, ohne zu dencken, und verdienet noch immer die Achtung, daß man durch Beweisgründe den Eindruck vertilge, den fliegende Gerüchte auf ihn gemacht haben, die er sich zu untersuchen die Mühe nicht gab.

Sie konnten **die Urheber des verderblichen Krieges** nicht seyn. Oder wer

wer wird behaupten, daß der gegenwärtige Krieg durch die Geistlichkeit, um der Geistlichkeit willen, angefangen habe, oder fortgesetzt werde? Besonders die niedere Geistlichkeit hat niemals Gelegenheit gehabt, sich in die Politik zu mengen. Als Körper hiengen die Geistlichen von ihren Vorgesetzten ab, und handelten nach ihren Befehlen, wie es ihnen ihr Gewissen geboth. Als Privatleute untersagte ihnen ihr Stand am Kriege thätigen Antheil zu nehmen. Als Priester mußten sie den Gott des Friedens bitten, die Geißel des Krieges und alle Plagen, die ihn begleiten, von den Menschen gnädig abzuwenden. Wenn sie vielleicht eben darum, weil sie nicht persönlich am Kriege Theil nehmen konnten, auf beyden Seiten für Feinde gehalten wurden, so beweist eben dieser Umstand wenigst so viel, daß der ausgebrochene Krieg nicht das Werk, nicht die Sache der Geistlichkeit gewesen sey.

Sie waren Franzosen: wenn es so viel heißt als Leute, die nicht in dem Lande gebohren waren, in dem sie herumwandelten. Schließt aber das Naturrecht oder das Christenthum irgend eine Nation von der allgemeinen Menschenliebe aus? Sie waren in dem Lande gebohren, mit welchem man Krieg führte: aber sie führten ihn nicht.

Sie waren verdächtige Leute? Wer kann sie einer solchen Beschuldigung zeihen, ohne die unwidersprechlichsten Beweise darüber zu führen? Und wo ist ein Beweis auch nur gegen Einen geführt worden? gegen Einen unter vielen Tausenden? Wären auch gegen Einen Beweise vorhanden, so könnten noch viele Tausende sich auf ihre Unschuld berufen; und jede Gerechtigkeit müßte sie lossprechen.

Sie waren Spione? An wen konnten sie denn Deutschland verrathen?

war nicht aller Briefwechsel aus Frankreich mit ihnen, alle Verständniß zwischen ihnen und ihren Landsleuten bey Todesgefahr unterbrochen? haben nicht alle beynahe seit Jahren die geringste Nachricht von ihren Aeltern, Freunden, Verwandten sich nicht verschaffen, nicht die geringste an sie gelangen lassen können? Mag dann erwiesene Unmöglichkeit dennoch vor Verdachte nicht schützen?

Sie waren Jakobiner? Ein Wort, dem bald ein jeder, der es gebrauchet, eine willkührliche Deutung und Anwendung giebt. Ich möchte doch fragen, was Jakobiner sey, um diese abscheuliche Klasse von Menschen so charakteristisch zu zeichnen, daß jeder redliche Mann vor ihnen zurückbeben, und kein Rechtschaffener besorgen könnte, ungerechter Weise mit diesem Namen gebrandmarkt zu werden.

Zu meiner Zeit waren die Jakobiner in Frankreich eine Gesellschaft von Menschen, die sich zu geheimen Planen verbunden, und wie die Folge gezeigt hat, durch gewaltsame, zerstörende Mittel nach tyrannischer Herrschaft gestrebt hatten. Sie waren grimmige Feinde der Geistlichkeit, und die Grausamkeiten, die man an Priestern und Layen hat ausüben sehen, war ihr eigenes Werk. Welche Wahrscheinlichkeit, daß Geistliche, die leider auch durch ihre Verfolgung aus Frankreich hinausgestoßen wurden, in ihrem Komplotte, in ihrem Geheimnisse gewesen seyn? Was hätte sie nach ihrem überstandenen Verlurste zu diesem vergeblichen Schritte reizen können? Hat es unter französischen Geistlichen je welche gegeben, die sich zu dieser Gesellschaft geschlagen haben, so waren sie nicht im Falle verwiesen zu werden. Diese haben sich schon ihren sichern Aufenthalt, frey-

lich

lich theuer genug, durch Aufopferung ihrer geistlichen Pflichten, durch Betäubung ihres Gewissens, sogar durch Abschwörung des Priesterthums zu erkaufen gewußt. Man wird also ohne Bedenken behaupten dürfen, daß unter allen verbannten Priestern nicht Einer war, der vor oder nach seiner Verweisung seinen Stand durch Jakobinismus geschändet hätte.

Aber, könnte man sagen, unter so vielen herumirrenden Geistlichen möchten wohl Jakobiner im Vorborgenen herumschleichen, um unter dem geistlichen Kleide bey dem gutherzigen Pöbel Eingang zu finden, und entweder die Völker durch gefährliche Grundsätze zum Aufstande zu reizen, oder die Schwächen der Länder auszuspähen, und an ihre Mitverschworenen zu verrathen. — —

Daß dieser Einwurf nicht eine leere Erfindung sey, könnte ich durch ein Bey-

spiel beweisen, wo man im Publikum schon eine wahre Geschichte darauf gebauet, und von Munde zu Munde verbreitet hat. Man erzählte, daß in einer Abtey in Schwaben etliche französische Geistliche aufgenommen, und in einem anständigen Zimmer verpflegt worden seyen: man hatte bemerket, daß sie ganze Nächte sich mit Schreiben beschäfftigten, und als der Abt ihre Briefe von dem Bothen, der sie auf die benachbarte Poststation hätte bringen sollen, abgenommen und untersucht hatte, so fand sich, daß sie an Jakobiner in Frankreich Plane von Gegenden in Deutschland, Wege, die am nächsten dahin führten, den Verwahrungsort der Schätze des Klosters, und Gott weis was noch für Geheimnisse berichteten. Von dieser Stunde an wurden die Verräther aus dem Kloster gejagt, (warum doch nicht der Gerechtigkeit übergeben?) und

keine französischen Geistliche mehr eingelassen.

Man würde einem so albernen Mährchen mehr Ehre erzeigen, als es verdienet, wenn man seine handgreifliche Unwahrscheinlichkeit mit Gründen beweisen wollte. So viel kann ich davon mit Zuversicht sagen, daß ich von meinen Mitbrüdern, die aus dieser Gegend kamen, erfuhr, es sey irgendwo etwas ähnliches, welchem freylich das Gerücht von Munde zu Munde noch Zusätze beylegte, ausgestreuet worden, um das herumliegende Landvolk, dessen unverdorbenes Herz so gerne der Stimme des Mitleids Gehör gab, von seiner Vorliebe für die wandernden Fremdlinge abzubringen.

Aber um des Himmels willen! wie läßt sich begreifen, daß schlaue, verschmitzte Bösewichte, um ihr Unwesen zu treiben, sich in die Gesellschaft von Geistlichen, denen sie Feinde waren, hätten

mischen wollen, wo sie stündlich Gefahr liefen, bey dem immerwährenden Hin- und Herströmen ihrer Landsleute aus allen französischen Provinzen, von irgend einem erkannt, entdecket, und verrathen zu werden? Wäre es auch möglich gewesen, so würde man sie am wenigsten unter den Geistlichen haben suchen dürfen, die von allen Hülfsmitteln entblößet das Mitleid guter Herzen zu Wohlthaten auffoderten. Ihre Verbindung mit einer herrschenden Faktion, welche die Quelle aller Schätze Frankreichs in den Händen hatte, würde sie vor dem Mangel der unentbehrlichsten Bedürfnisse reichlich geschützet haben. Ich glaube nicht, daß ein Jakobiner seinen Eifer für die Ausbreitung seiner Grundsätze so weit treiben würde, daß er in Armuth von Lande zu Lande, allem Ungestüme der Witterung ausgesetzet, zu Fuße herumirren möchte, um sein Ziel zu erreichen.

Wem

Wem überdas bekannt ist, wie wenig die deutsche Sprache Franzosen geläufig ist, außer den Elsäßern, auf denen schon um dieser Ursache willen von Seite der Jakobiner einiger Verdacht der Anhänglichkeit an Deutschland ruhete, der wird gestehen, daß Spionen ohne Kenntniß der Landsprache nicht sehr gefährlich und wenig aufgelegt sind, das Volk, dem sie sich nicht verständlich machen können, durch bloße Künste der Mimik zum Aufstande zu reizen.

Hätten sich übrigens unter der Menge von Geistlichen, wie es das Loos der Menschheit mit sich bringen kann, einige durch ein strafbares Betragen gegen öffentliche Gesetze der obrigkeitlichen Ahndung würdig gemacht, so hätte ja jede Regierung die Mittel in Händen, diese unwürdigen Glieder zum warnenden Beyspiele die Strenge der Gerechtigkeit fühlen zu lassen.

End.

Endlich würde das härteste Urtheil, womit man sie als erklärte Feinde der Deutschen, als offenbare Staatsverbrecher hätte behandeln mögen, minder nachtheilig für sie gewesen seyn, wenn man sie in dieser Eigenschaft unter guter Verwahrung in sichere Plätze versammelt, und was auch der Missethäter von der Gerechtigkeit zu fodern das Recht hat, mit Brod und Obdach, wornach sie seufzeten, versorget hätte.

§. VI.

Ihr zukünftiges Loos.

Nachdem ich nun die Schicksale der französischen Geistlichkeit, seit ihrer Verbannung und ihrer Wanderung im Auslande, der Welt vorzulegen mich bemühet habe, so wird sich jedem Menschenfreunde, dem fremdes Leiden nicht gleichgiltig ist, die Frage aufdringen: Was wird

in der Zukunft ihr Loos werden? Aber wer ist im Stande diese Frage mit Zuverläßigkeit zu beantworten? Wer mag die Wege der Vorsehung, die Rathschlüsse des Himmels ergründen?

Ein baldiger Friede ist vielleicht aller Wunsch, vielleicht allgemeines Bedürfniß: aber werden auch die Schlüsse des Friedens jene Schlüsse der Verbannung der Geistlichkeit aus Frankreich zernichten? Wird nicht etwa die Erlaubniß ihrer Rückkehr, wenn sie erfolget, mit Bedingnissen erkaufet werden sollen, die ihnen ihre Pflicht, ihr Gewissen einzugehen verbiethen müssen? Welche ungewisse Aussichten! Indessen befiehlt jedem Klugheit und Religion, auf alle auch äußerste Möglichkeiten vorsichtige Maaßregeln zu treffen, um die Sorge für seine Erhaltung als Mensch zu erfüllen, und als Christ auf die Vorsehung Gottes zu vertrauen, der dem Sperlinge auf dem

Dache

Dache Nahrung vorbereitet, und der die Herzen der Menschen in seiner Gewalt hat. Zu jenem muß die Geistlichkeit selbst das Ihrige beytragen, und wenn sie alles gethan hat, das übrige von fremder Wirkung getrost erwarten.

Um also das erste zu erreichen, müssen die hülfebedürftigen Geistlichen sich anstrengen, durch eigene Erwerbung ihres kümmerlichen Brodes den Ländern, wo ihnen die Aufnahme vergönnet ist, so wenig als möglich zur Last zu fallen. Aus verschiedenen Erkundigungen, die ich mir hierüber verschaffen konnte, getraue ich mir für erwiesen anzunehmen, daß die Bereitwilligkeit dieser Männer zu Diensten, wozu sie Geschick und Kräfte besitzen, im allgemeinen nichts zu wünschen übrig läßt. Viele haben sich den priesterlichen Verrichtungen ihres Standes mit Eifer gewiedmet; andere haben die edle aber mühsame Beschäftigung der

Er-

Erziehung der Jugend auf sich genommen. Unzählige haben durch ein kleines Gewerbe, durch ihrer Hände Arbeit, durch Ausübung anständiger Künste und Wissenschaften sich einen kleinen Unterhalt gesichert. Manche haben sogar in den Werkstätten ehrlicher Bürger Werkzeuge ergriffen, die nur jenen erniedrigen, der stolz genug ist, ihren Gebrauch verächtlich zu finden: dort tragen sie in Mitte einer christlichen Familie, von der sie geschätzet und geliebt werden, die prunklose Würde ihres Priesterthumes in ihrem Herzen verschlossen, und begnügen sich, dem Allerhöchsten ein Opfer der Demuth und Ergebung zu bringen. Bleiben unter der großen Menge noch Unbeschäftigte zurück, so fällt es wahrscheinlich mehr auf den Mangel der Bekanntschaft, und Veranlassung, als ihres guten Willens zurück: und ein jeder Menschenfreund würde sich Verdienste und Dank um sie

erwerben, der sich nur die Mühe nehmen wollte, irgend einem oder dem andern die Auswege zu einem anständigen Erwerbe zu eröffnen. Allein wie viele, an Alter und Kräften erschöpfet, sind unfähig durch Erlernung irgend einer Handthierung nur die Mühe zu lohnen, die der geduldigste Mann etwa auf ihren Unterricht wenden wollte? Wie viele sind bey ihrer Unkunde der Landsprache, die von einem Franzosen nicht so bald zur nothwendigen Geläufigkeit gebracht werden kann, vielleicht noch lange Zeit keiner Unterweisung empfänglich? Und wer giebt denen zu leben, die nicht Arbeit haben, nicht arbeiten können?

Wenn man bedenkt, daß sie unschuldige Flüchtlinge, ohne Heimath, ohne Vermögen, daß sie Menschen sind, die vom Stande des Ansehens, des Wohlhabens, der ruhigen Versorgung auf einmal in den Stand des nackten Bedürf-

nisses herabgestürzt wurden; daß sie Diener des Altares, Priester des Herrn sind, die sich durch Verfolgung, der sie nicht ausweichen konnten, von ihren Verrichtungen verdränget, und der Dürftigkeit preisgegeben sahen: so frage ich jeden unbefangenen, der je über den Wechsel der menschlichen Schicksale nachgedacht hat, ob nicht zu wünschen wäre, Mittel ausfindig zu machen, wodurch gesorget würde dieser Klasse von Menschen, die sich selbst nicht helfen können, wenigst die unentbehrlichsten körperlichen Bedürfnisse zu versichern?

Es ist kein Wunder, daß ein Ueberblick auf die ungeheure Menge der Darbenden auch den mitleidigsten Theilnehmer zurückschrecket, Plane zu entwerfen, deren Ausführung die Kraft des Privatmannes, ja sogar die Kraft einzelner Länder und Staate übersteigen mag. Soll aber darum nichts gethan werden, weil

nicht alles gethan werden kann? Nein, der Edeldenkende thut nach seinen Kräften, und bestrebt sich, von der Masse des angehäuften Elendes wenigst ein Theilchen wegzuwälzen, wodurch doch immer die Masse um so viel verringert wird. Indessen darf er auch wünschen, daß größere Kräfte sich mit seiner Anstrengung vereinigen; er darf sie aufrufen zur Mithülfe, sollte er auch seinen Wunsch unerfüllt sehen müssen.

Aus diesem Gesichtspunkte will ich es wagen, Vorschläge mitzutheilen, die, wenn sie auch für unausführbar befunden werden, wenigst das Bewußtseyn einer guten Absicht für sich haben. Wie? wenn sich die erlauchten katholischen Fürsten in Deutschland würdigen wollten, auf die Schaar dieser Unglücklichen, die zu ihnen flehen, einen erbarmenden Blick herabzuneigen, und mittelst einer angemessenen Vertheilung nach dem Umfan-

ge ihrer Staaten, erst einer bestimmten Anzahl den Eingang in ihre Länder zu eröffnen? Was itzt vielleicht ungeheuer scheint, wird nach einer verhältnißmäßigen Berechnung auf ein Unbedeutendes herabschwinden. Dann aber — wer soll sie ernähren? — Hier und dort wird sich ein Wohlthäter für Einzelne hervorthun, und es wird sich ohne Zweifel der ehrwürdige Stand ihrer Mitbrüder, die Ordens- und Weltgeistlichen, gewiß von Niemand an Großmuth überwinden lassen; besonders wenn neben dem verdienstlichen Werke des Wohlthuns, auch der Wunsch, das Wohlgefallen des Fürsten ein Preis ihrer Freygebigkeit wird. Unter so vielen würdigen Pfarrern auf dem Lande und in den Städten wird kaum Einer in dem Falle seyn, dem es nicht sein Einkommen erlaubte, und sein Herz zur Pflicht machte, einen Bruder, einen Mitgehülfen in geistlichen Ver-

richtungen an seinem Tische zu speisen.

Endlich würden die mancherley Klöster und Abteyen, je nach dem Verhältnisse ihres Vermögens mit den übrigen eine so leichte Eintheilung treffen können, daß jedem die Erhaltung etlicher weniger zu einer ganz unmerklichen Last werden dürfte. Wo ist ein Stift, ein Kloster, das nicht einige Zimmer frey machen könnte, um eine geringe Anzahl unter seinem Dache nothdürftig zu beherbergen? und der Aufwand ihrer Ernährung würde bey einer ohnehin zahlreichen Gemeinde kaum bemerkbar werden. Dankbarkeit und guter Wille müßte die meisten auch in ihrer Unthätigkeit auf Erfindungen leiten, um den Vorwurf des Müßigganges von sich abzulenken, und die Gutherzigkeit ihrer Ernährer nach ihren Fähigkeiten durch geistliche oder andere

Dienste wenigst einigermassen zu belohnen.

Sollte sich irgend Einer von ihnen, was unter Menschen wohl möglich ist, durch Unbescheidenheit oder strafbares Betragen der Wohlthaten unwürdig machen, auf die er kein Recht hat: so sey er für seine Person zum warnenden Beyspiele dem Elende preisgegeben, das ihn erwartet, ohne daß die Verschuldung des Einzelnen auf seine würdigen Brüder zurückfalle, von denen er gewiß eine höchst seltene Ausnahme ist!

Aber unsere kurzsichtigen Gedanken sind immer nur Menschengedanken. Laßt uns mit Unterwerfung die Wege wandeln, welche die Vorsehung Gottes uns vorzuzeichnen beschlossen hat! Möchte es nur dem Höchsten gefallen, die harten Prüfungen, die er über einen großen Theil seiner unwürdigen Diener verhänget hat, zu ihrem und ihrer Mitmen-

Stadtbibliothek

menschen Heile gedeihen zu lassen, und die Ehre seines Namens durch die vor uns verborgene Entwicklung seiner weisen Rathschlüsse zu verherrlichen!

Stadtbibliothek
Augsburg

s nous nous trouvons dans notre exil,
s, que des données humaines sembloient
nous avons d'en voir bientôt approcher
nous sommes d'un gîte, où nous puis-
s le faisons depuis si long-temps, ont
vous envoie. C'est le précis historique
ée en France, et des complots, qu'on a
pères; c'est une foible peinture des mal-
s notre exil, accompagnée de la réper-
cés contre nous, et de quelques projets,
bras d'une destinée, à laquelle nous ne
e se hâte de nous porter du ſecours. La
es Pays-bas chez un Curé de la Souabe,
craignois de blesser sa modestie; mon

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ueber das Schicksal der französischen Geistlichkeit in Deutschland

[S.l.] 1795

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th H 2609
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11287244-0
VD18 12320803-001